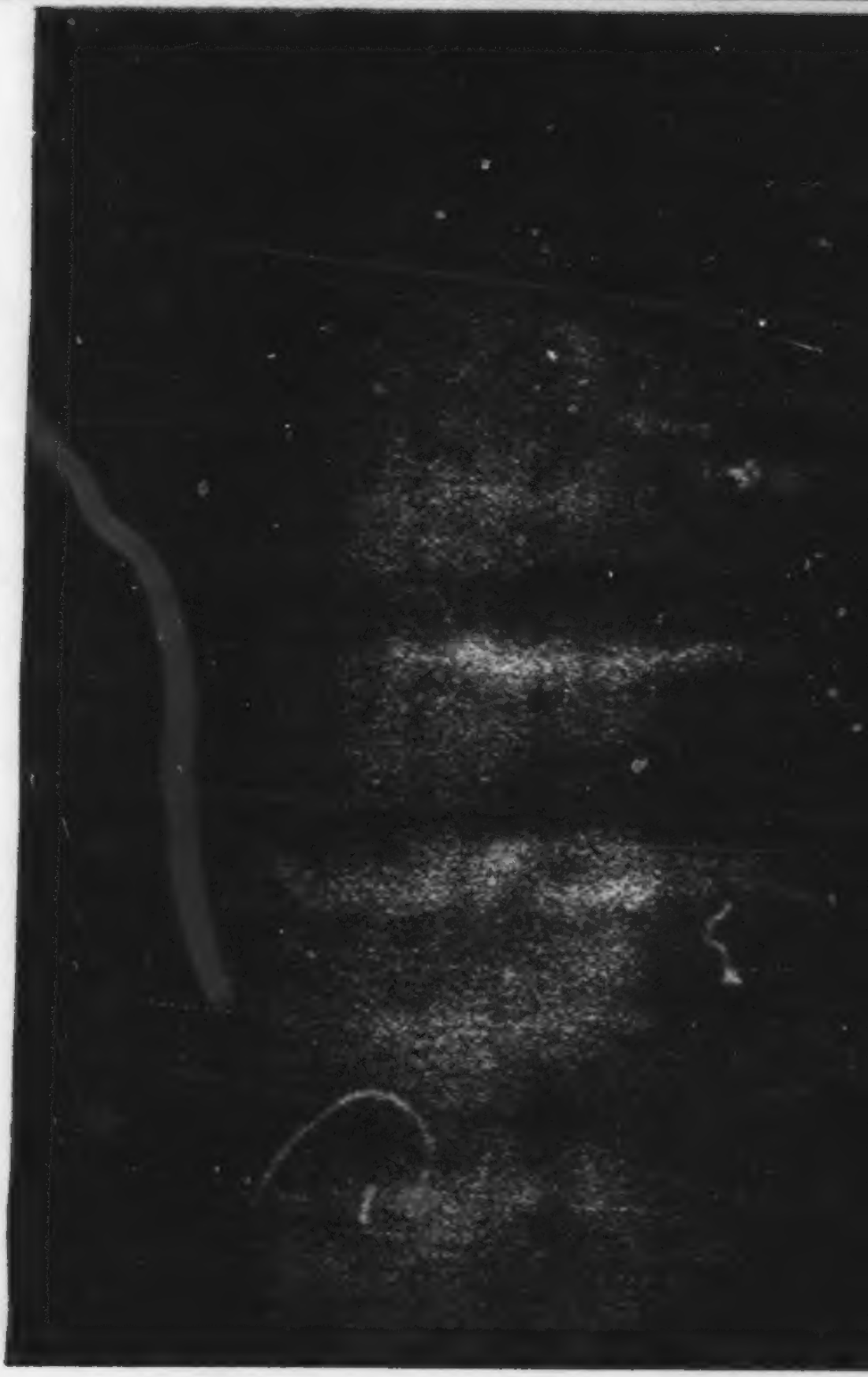


Im Sonnenschein.

11670.

Drei Sommergeschichten

von

Theodor Storm.

J. F. Schmidt's Leben
Leihbibliothek
DRESDEN

Berlin.
Verlag von Alexander Duncker,
Königl. Hofbuchhändler.

Im Sonnenſchein.

Drei Sommergeſchichten

von

Theodor Storm.

N 1915. 180

Berlin.
Verlag von Alexander Duncker,
Königl. Hofbuchhändler.
1854.

Kgl. Universität
Berlin

Meiner Mutter

zum

Weihnachtabend 1854.

Im Sonnenschein.

1.

In den höchsten Zweigen des Ahornbaums, der an der Gartenseite des Hauses stand, trieben die Staare ihr Wesen. Sonst war es still; denn es war Sommernachmittag zwischen Eins und Zwei.

Aus der Gartenthüre trat ein junger Reiteroffizier in weißer festtäglicher Uniform, den kleinen dreieckigen Federhut schief auf den Kopf gedrückt, und sah nach allen Seiten in die Gänge des Gartens hinab; dann, seinen Rohrstock zierlich zwischen den Fingern schwingend, horchte er nach einem offen stehenden Fenster im oberen Stockwerke hinauf, aus welchem sich in kleinen Pausen das Klirren holländischer Kaffeeschälchen und die Stimmen zweier alten Herren deutlich vernehmen ließen. Der junge

Mann lächelte, wie Jemand, dem was Liebes widerfahren soll, indem er langsam die kleine Gartentreppe hinunterstieg. Die Muscheln, mit denen der breite Steig bestreut war, knirschten an seinen breiten Sporen; bald aber trat er behutsam auf, als wolle er nicht bemerkt sein. — Gleichwohl schien es ihn nicht zu stören, als ihm aus einem Seitengange ein junger Mann in bürgerlicher Kleidung mit sauber gepuderter Frisur entgegen kam. Ein Ausdruck brüderlichen, fast zärtlichen Vertrauens zeigte sich in Beider Antlitz, als sie sich schweigend die Hände reichten. „Der Syndicus ist droben; die alten Herren sitzen am Tokadilletisch," sagte der junge Bürger, indem er eine starke goldene Uhr hervorzog, „ihr habt zwei volle Stunden! Geh nur, du kannst rechnen helfen." Er zeigte bei diesen Worten den Steig entlang nach einem hölzernen Lusthäuschen, das auf Pfählen über den unterhalb des Gartens vorüberströmenden Fluß hinausgebaut war.

„Ich danke dir, Fritz. Du kommst doch zu uns?"

Der Angeredete ſchüttelte den Kopf. „Wir haben Poſttag!“ ſagte er, und ging dem Hauſe zu. Der junge Offizier hatte den Hut in die Hand genommen, und ließ, während er den Steig hinabging, die Sonne frei auf ſeine hohe Stirn und ſeine ſchwarzen ungepuderten Haare ſcheinen. So hatte er bald den Schatten des kleinen Pavillons, der gegen Morgen lag, erreicht.

Die eine Flügelthür ſtand offen; er trat vorſichtig auf die Schwelle. Aber die Jalouſien ſchienen von allen Seiten geſchloſſen; es war ſo dämmerig drinnen, daß ſeine noch eben des vollen Sonnenlichts gewöhnten Augen erſt nach einer ganzen Weile die jugendliche Geſtalt eines Mädchens aufzufaſſen vermochten, welche inmitten des Zimmers an einem Marmortiſchchen ſitzend, Zahl um Zahlen mit ſicherer Hand in einen vor ihr liegenden Folianten eintrug. Der junge Offizier blickte verhaltenen Athems auf das gepuderte Köpfchen, das über den Blättern ſchwebend, wie von dem Zuge der Feder, harmoniſch hin und wieder bewegt wurde. Dann, als einige Zeit vorüber gegangen, zog er

seinen Degen eine Hand breit aus der Scheide und ließ ihn mit einem Stoß zurückfallen, daß es einen leichten Klang gab. Ein Lächeln trat um den Mund des Mädchens, und die dunkeln Augenwimpern hoben sich ein Weniges von den Wangen empor; dann aber, als hätte sie sich besonnen, streifte sie nur den Aermel der amaranthfarbenen Kontusche zurück, und tauchte auf's Neue die Feder ein.

Der Offizier, da sie immer nicht aufblickte, that einen Schritt ins Zimmer, und zog ihr schweigend die Feder durch die Finger, daß die Dinte auf den Nägeln blieb.

„Herr Kapitain!" rief sie, und streckte ihm die Hand entgegen. Sie hatte den Kopf zurückgeworfen; ein paar tiefgraue Augen waren mit dem Ausdruck nicht allzu ernsthaften Zürnens auf ihn gerichtet.

Er pflückte ein Rebenblatt draußen vom Spalier, und wischte ihr sorgfältig die Dinte von den Fingern. Sie ließ das ruhig an sich geschehen; dann aber nahm sie die Feder und fing wieder an zu arbeiten.

„Rechne ein ander Mal, Fränzchen!“ sagte der junge Mann.

Sie schüttelte den Kopf. „Morgen ist Klosterrechnungstag; ich muß das fertig machen.“ Und sie setzte ihre Arbeit fort.

„Du bist ein Federheld!“

— „Ich bin eine Kaufmannstochter!“

Er lachte.

— „Lache nicht! du weißt, wir können die Soldaten eigentlich nicht leiden.“

„Wir? Welche wir sind das?“

— „Nun, Constantin,“ — und dabei rückte ihre Feder addirend die Zahlenreihen hinunter — „wir, die ganze Firma!“

„Du auch, Fränzchen?“

— „Ach! ich“ — — Und sie ließ die Feder fallen, und warf sich an seine Brust, daß sich ein leichtes Puderwölkchen über ihren Köpfen erhob. Sie strich mit der Hand über seine glänzend schwarzen Haare. „Wie eitel du bist!“ sagte sie, indem sie den schönen Mann mit dem Ausdruck wohlgefälligen Stolzes betrachtete.

Von der Stadt herüber kam der Schall einer Militairmusik. Die Augen des jungen Kapitains leuchteten. „Das ist mein Regiment!“ sagte er, und hielt das Mädchen mit beiden Armen fest.

Sie bog sich lächelnd mit dem Oberkörper von ihm ab. „Es hilft dir aber Alles nicht!“

„Was soll denn daraus werden?“

Sie hob sich auf den Fußspitzen zu ihm heran, und sagte: „Eine Hochzeit!“

„Aber die Firma, Fränzchen!“

— „Ich bin meines Vaters Tochter.“ Und sie sah ihn mit ihren klugen Augen an.

In diesem Augenblick drang, in scheinbar unmittelbarer Nähe, vom obern Stockwerke des Hauses der Laut einer harten Stimme zu ihnen herüber. Die Staare flogen schreiend durch den Garten; der junge Offizier, wie in unwillkührlicher Bewegung, schloß das Mädchen fester in seine Arme. „Was hast du?“ sagte sie. „Die alten Herren haben die erste Partie gespielt; nun stehen sie am Fenster, und Papa macht das Wetter für die nächste Woche.“

Er sah durch die Thür in den sonnbeschienenen Garten hinaus. „Ich habe dich;“ sagte er. „Es darf nicht anders werden.“

Sie wiegte schweigend einigemal den Kopf; dann machte sie sich los und drängte ihn gegen die Thür. „Geh nun!“ sagte sie. „Ich komme bald; ich laß dich nicht allein.“

Er faßte ihr zartes Gesichtchen in seine Hände und küßte sie. Dann ging er zur Thür hinaus und seitwärts den Steig hinauf; an dem Ligusterzaun entlang, der das tiefere Flußufer von dem Garten trennte. So, während seine Augen dem unaufhaltsamen Vorüberströmen des Wassers folgten, gelangte er an einen Platz, wo das marmorne Bild einer Flora inmitten sauber geschorener Buxbaumarabesken stand. Die zwischen den Schnörkeln eingelegten Porzellainscherben und Glaskorallenschnüre leuchteten zierlich aus dem Grün hervor; ein scharfes Arom erfüllte die Luft, untermischt zuweilen mit dem Duft der Provinzrosen, die hier zu Ende des Steiges an der Gartenmauer standen. In der Ecke zwischen diesem und dem Ligusterzaun

war eine Laube, tief verschattet von wucherndem Geißblatt. Der Kapitain schnallte seinen Degen ab und setzte sich auf die kleine Bank. Dann begann er mit der Spitze seines Rohrstocks einen Buchstaben um den andern in den Boden zu zeichnen, die er immer wieder, als könne ein Geheimniß durch sie verrathen werden, bis auf den letzten Zug zerstörte. So trieb er es eine Zeitlang, bis seine Augen an dem Schatten einer Geißblattranke haften blieben, an deren Ende er die feinen Röhren der Blüthe deutlich zu erkennen vermochte. Bald im längeren Betrachten bemerkte er daran den Schatten eines Lebendigen, der langsam an dem Stengel hinaufkroch. Er sah dem eine Weile zu; dann aber stand er auf und blickte über sich in das Gewirr der Ranken, um die gefährdete Blüthe zu entdecken und das Ungeziefer herunter zu schlagen. Aber die Sonnenstrahlen brachen sich zwischen den Blättern und blendeten ihn; er mußte die Augen abwenden. — Als er sich wieder auf die Bank gesetzt hatte, sah er wie zuvor die Ranke scharf und deutlich auf dem sonnigen Boden liegen; nur zwischen den schlanken Kelchen der Schattenblüthe haf-

tete jetzt eine dunkle Masse, die von Zeit zu Zeit durch zuckende Bewegungen eine emsige thierische Thätigkeit verrieth. Er wußte nicht, wie es ihn überkam, er stieß nach dem arbeitenden Klumpen mit seinem Rohrstock; aber über ihm ging der Sommerwind durch das Gezweige, und die Schatten huschten in einander und entwischten ihm. Er wurde eifrig; er spreizte die Kniee auseinander, und wollte eben zu einem neuen Stoße ausholen; da trat die Spitze eines seidnen Mädchenschuh's ihm in die Sonne.

Er blickte auf, Franziska stand vor ihm; die Feder hinterm Ohr, deren weiße Fahne wie ein Taubenflittig von dem gepuderten Köpfchen abstand. Sie lachte, eine ganze Weile; unhörbar erst, man sah es nur. Er lehnte sich zurück, und blickte sie voll Entzücken an; sie lachte so leicht, so mühelos, es lief über sie hin wie ein Windhauch über den See; so lachte Niemand anders.

„Was treibst du da!“ rief sie endlich.

„Dummes Zeug, Fränzchen; ich scharmuzzire mit den Schatten.“

„Das kannst du bleiben lassen.“

Er wollte ihre beiden Hände faſſen; ſie aber, die in dieſem Augenblick ſich nach der Gartenmauer umgeſehen, zog ein Meſſerchen aus ihrer Taſche und ſchnitt damit die aufgeblühten Roſen aus den Büſchen. „Ich werde Potpourri machen auf den Abend," ſagte ſie, während ſie die Roſen an der Erde ſorgfältig zu einem Häuflein zuſammenlegte.

Er ſah geduldig zu; er wußte ſchon, man mußte ſie gewähren laſſen.

„Und nun?" fragte er, nachdem ſie das Meſſer wieder eingeſchlagen und in den Schlitz ihrer Robe hatte gleiten laſſen.

„Nun? Conſtantin! — — Beiſammen ſein und die Stunden ſchlagen hören." — Und ſo geſchah es. — Vor ihnen drüben in dem Citronenbirnbaum flog der Buchfink ab und zu, und ſie hörten tief im Laube das Kreiſchen der Neſtlinge; dann wieder, ihnen ſelber kaum bewußt, drang das Schluchzen des unterhalb fließenden Waſſers an ihr Ohr; mitunter ſank eine Caprifolienblüthe zu ihren Füßen; von Viertelſtunde zu Viertelſtunde ſchlug drüben im Hauſe die Amſterdamer Spieluhr. Es wurde

ganz ſtille zwiſchen ihnen. Aber der Drang, den geliebten Namen leibhaftig vor ſich ausgeſprochen zu hören, überkam den jungen Mann. — „Fränzchen!“ ſagte er halblaut.

„Conſtantin!“

Und als würde er nach der langen Stille durch ihre Stimme überraſcht und ihm erſt jetzt das Geheimniß ihres Klanges offenbar, ſagte er: „Du ſollteſt ſingen, Fränzchen!“

Sie ſchüttelte den Kopf. „Du weißt, das taugt für Bürgermädchen nicht!“

Er ſchwieg einen Augenblick; dann faßte er ihre Hand und ſagte: „Sprich nicht ſo! auch nicht im Scherz. Du hatteſt ja ſchon Lectionen beim Cantor. Was iſt es denn?“

Sie ſah ihn ernſthaft an; bald aber brach ein luſtiger Glanz aus ihren Augen. „Nein,“ rief ſie, „ſchau nicht ſo finſter! Ich will's dir ſagen — ich rechne zu gut!“

Er lachte und ſie lachte mit. „Biſt du mir aber auch zu klug, Franziska?“

„Vielleicht!“ ſagte ſie, — und ihre Stimme

erhielt plötzlich einen tiefen, herzlichen Klang, als sie es sagte. — „Du weißt noch gar nicht, wie! Als du erst hier in die Stadt versetzt warst, und dann zu meinem Bruder Fritz ins Haus kamst, war ich ein kleines Mädchen, das noch zwei volle Schuljahre vor sich hatte. Nachmittags, wenn ich nach Haus gekommen, schlich ich mich öfters in den Saal, und stellte mich daneben, wenn ihr euch im Rappiren übtet. Aber du wolltest keine Notiz von mir nehmen. Einmal sogar, als deine Klinge mir in die Schürze fuhr, sagtest du: „„Setz dich ins Fenster, Kind.““ Du weißt wohl nicht, was das für böse Worte waren! — Nun aber begann ich auf allerlei Listen zu sinnen. Wenn Nachbarskinder bei mir waren, suchte ich dich durch Eins der anderen Mädchen — ich selber hätt' es nicht gethan, — zur Theilnahme an unsern Spielen zu veranlassen; und wenn du dann in unseren Reihen standest," —

„Nun, Fränzchen!"

„Dann lief ich so oft an dir vorüber, bis du mich endlich doch an meinem weißen Kleidchen haschen mußtest."

Sie war dunkelroth geworden. Er legte seine Finger zwischen ihre, und hielt sie fest umschlossen. Nach einer Weile sah sie schüchtern zu ihm auf, und fragte: „Hast du denn nichts gemerkt?“

„Doch; endlich!“ sagte er, „du bist ja endlich groß geworden.“

„Und dann? — Wie kam es denn mit dir?“

Er sah sie an, als müsse er ihr Antlitz befragen, ob er reden dürfe. „Wer weiß,“ sagte er, „ob es je gekommen wäre! Aber die Frau Syndica sagte einmal“ — —

„So sprich doch, Constantin!“

— „Nein; mir zu Lieb'! geh erst einmal den Steig hinauf!“

Sie that es. Nachdem sie die abgeschnittenen Rosen in ihre Schürze gesammelt, ging sie, ohne ein Wort zu sagen, nach dem Gartenhause, und trat bald darauf mit leeren Händen wieder aus der Thür. — Sie hatte zierliche Füße und einen behenden Tritt; aber sie stieß im Gehen, unmerklich fast, mit den Knieen gegen das Gewand. Der junge Mann folgte dieser Bewegung, so wenig schön

sie sein mochte, mit den glücklichsten Augen; er merkte es kaum, als die Geliebte jetzt wieder vor ihm stand. „Nun," fragte sie, „was sagte die Frau Syndica? oder war es eine von ihren sieben Töchtern?"

„Sie sagte" — und er ließ seine Augen langsam an ihrer feinen Gestalt hinaufgleiten — „sie sagte: „„Die Mamsell Fränzchen ist eine angenehme Person; aber gehen thut sie wie eine Bachstelze!""

„Oh du!" — — und Fränzchen legte die Hände auf dem Rücken in einander, und sah freudestrahlend auf ihn nieder.

„Seitdem," fuhr er fort, „konnte ich's nicht wieder von mir bringen; überall habe ich müssen dich vor mir gehen und handthieren sehen."

Sie stand noch immer vor ihm, schweigend und unbeweglich.

„Was hast du?" fragte er, „du siehst so stolz und vornehm aus!"

Sie sagte: „Es ist das Glück!"

— „Oh! eine Welt voll!" und er zog sie mit beiden Armen zu sich nieder.

2.

Es war eine andere Zeit; wohl über sechszig Jahre später. Aber es war wieder an einem Sommernachmittage, und die Rosen blühten auch wie dazumal. — In dem oberen Zimmer nach dem Garten hinaus saß eine alte Frau. Auf ihrem Schooße, den sie mit einem weißen Schnupftuch überbreitet hatte, hielt sie eine dampfende Kaffeetasse; doch schien sie heute des gewohnten Trankes zu vergessen; denn nur selten und wie in Gedanken führte sie die Tasse an den Mund.

Nicht weit davon, dem Sopha gegenüber, saß ihr Enkel, ein Mann über die Zeit der vollsten Jugend noch kaum hinaus. Er stützte seinen Kopf in die Hand, und blickte nach den kleinen Familien-

bildern, die in silberner Fassung über dem Sopha hingen. Der Großvater, die Urgroßeltern, Tante Fränzchen des Großvaters Schwester, — sie waren lange todt, er hatte sie nicht gekannt. Nun ließ er seine Augen von Einem zum Andern gehen, wie er schon oft gethan, wenn er mit der Großmutter in der stillen Nachmittagsstunde beisammen saß. Auf Tante Fränzchens Bilde schienen die Farben am wenigsten verblichen, obwohl sie vor den Eltern und lange vor dem Bruder gestorben war. Die rothe Rose in der weißen Puderfrisur war noch wie frisch gepflückt; auf der amaranthfarbenen Kontusche zeichnete sich deutlich ein blaues Medaillon, das an einem dunklen Bande vom Halse auf die Brust herabhing. Der Enkel konnte nicht die Augen wenden von diesen kargen Spuren eines dahin gegangenen Lebens; er blickte fast mit Inbrunst in das feine blaße Gesichtchen. Der Garten, wie er ihn als Knabe noch gesehen, trat vor seine Phantasie; er sah sie darin wandeln zwischen den seltsamen Buxbaumzügen; er hörte das Knistern ihres Schuhes auf den Muschelsteigen, das Rauschen ihres

Kleides. Aber die Gestalt, die er so heraufbeschworen, blieb allein, gebannt in dem grünen Fleckchen, das vor seinem inneren Auge stand. Was sich um die Lebende einst mochte bewegt haben: ihre Gespielinnen, die Töchter aus den alten finsteren Patrizierhäusern, den Freund, der nach ihr spähte zwischen den Büschen des Gartens, hatte er keine Macht ihr zu gesellen. „Wer weiß von ihnen!“ sprach er vor sich hin; das kleine Medaillon war ihm wie ein Siegel auf der Brust des vor so langer Zeit verstorbenen Mädchens.

Die Großmutter setzte die Tasse auf die Fensterbank; sie hatte ihn sprechen hören. „Bist du in unserer Gruft gewesen, Martin?“ fragte sie, „und sind die Reparaturen bald zu Stande?“

„Ja, Großmutter.“

— „Es muß Alles in Ordnung sein; wir haben in unserer Familie immer auf Reputation gehalten.“

„Es wird Alles in Ordnung kommen,“ sagte der Enkel, „aber es ist ein Sarg eingestürzt; das hat einen Aufschub gegeben.“

— „Sind denn die Eisenstangen abgeroſtet?“

„Das nicht. Er ſtand zu hinterſt neben dem Gitter; das Waſſer iſt darauf getropft.“

— „Das muß Tante Fränzchen ſein,“ ſagte die Großmutter nach einigem Beſinnen. — „Lag denn ein Kranz darauf?“

Martin ſah die Großmutter an. „Ein Kranz? — — Ich weiß es nicht; er mag auch wohl vergangen ſein.“

Die Greiſin nickte langſam mit dem Kopf, und ſah eine Weile ſchweigend vor ſich hin. „Ja, ja!“ ſagte ſie dann, faſt wie beſchämt, „es iſt nun freilich ſchon über funfzig Jahre her, daß ſie begraben wurde. Ihr Fächer, der mit Schmelz und Flittern, liegt noch drüben im Saal in der Spiegelkommode; ich habe ihn aber geſtern nicht finden können.“

Der Enkel vermochte ein Lächeln nicht zu unterdrücken. Die Großmutter bemerkte es und ſagte: „Deine Braut, der Wildfang, iſt mir wohl wieder über meinem Kram geweſen. Ihr ſollt mir das nicht zu euren Poſſen gebrauchen!“

„Aber Großmutter, wie ſie neulich Abends in deinem Reifrock durch den Garten promenirte — ihr wäret alle eiferſüchtig geworden, wenn ſie anno Neunzig ſo in eure Laube getreten wäre.“

— „Du biſt ein eitler Junge, Martin!“

„Freilich,“ fuhr er fort, „die fremden braunen Augen hat ſie nun einmal; die kommen jetzt ohne Gnade in die Familie!“

— „Nun, nun!“ ſagte die Großmutter, „die braunen Augen ſind ſchon gut, wenn nur ein gutes Herz herausſchaut. — Aber den Fächer ſoll ſie mir in Ehren halten! Tante Fränzchen trug ihn auf deines Großvaters Hochzeit, und mich dünkt, ich ſehe ſie noch mit der dunkelrothen Roſe in den Haaren. Nachher hat ſie dann nicht gar lange mehr gelebt. — Es war eine große Liebe zwiſchen den Geſchwiſtern; ſie hat ihrem Bruder dazumalen auch ihr Portrait geſchenkt, und dein Großvater hat es, ſo lange er lebte, bei ſich in ſeiner Schreibſchatulle gehabt. — Später hingen wir es denn hierher, zu ihm und zu den Eltern.“

„Sie iſt wohl ſchön geweſen, Großmutter?“

fragte der Enkel, indem er nach dem Bilde hinüber blickte.

Die Großmutter ſchien ihn nur halb zu hören. „Sie war ein kluges Frauenzimmer," ſagte ſie, und ſehr geſchickt in der Feder. Während dein Großvater in Marſeille war, und auch wohl ſpäter noch, hat ſie dem alten Vater alle Jahr die Kloſterrechnungen ausgeſchrieben; denn er war Kloſtervorſteher und dann Rathsverwandter, ehe er zweiter Bürgermeiſter wurde. — Sie hatte auch eine ſchlanke, wohlproportionirte Figur, und dein Großvater pflegte ſie wohl mit ihren feinen Händen zu necken. Aber heirathen hat ſie niemalen wollen."

„Gab es denn derzeit keine jungen Männer in der Stadt, oder haben ihr die Freier nicht gefallen?"

„Das," ſagte die Großmutter, indem ſie mit den Händen über ihren Schooß ſtrich, „das, mein liebes Kind, hat ſie mit ſich in ihr Grab genommen. — Man ſagte wohl, ſie hab' einmal Einen leiden können; — Gott mag es wiſſen! Es war ein Freund deines Großvaters und ein reputirlicher

Menſch. Aber er war Offizier und Edelmann; und dein Urgroßvater war immer ſehr gegen das Militair. — Auf deines Großvaters Hochzeit tanzten ſie miteinander, und ich erinnere es wohl, ſie machten ein ſchönes Paar zuſammen. Unter den Leuten nannten ſie ihn nur den Franzoſen; denn er hatte rabenſchwarzes Haar, das er nur ſelten pudern ließ, wenn er nicht juſt im Dienſte war. Es iſt aber das letzte Mal geweſen; er nahm bald darauf ſeinen Abſchied, und kaufte ſich weit von hier einen kleinen Landſitz, wo er noch einige Zeit nach deines Großvaters Tode mit einer unverheiratheten Schweſter gelebt hat."

Der Enkel unterbrach ſie. „Es muß damals ein anderes Ding geweſen ſein um die Herzensgeſchichten" ſagte er nachdenklich.

„Ein anderes Ding?" wiederholte die Großmutter, indem ſie ihrem Körper für einen Augenblick die Haltung der Jugend wiederzugeben ſuchte. „Wir hatten ſo gut ein Herz wie ihr, und haben unſer Theil dafür leiden müſſen. — Aber," fuhr ſie beruhigter fort, „was wißt ihr junges Volk auch;

wie es dazumalen war. Ihr habt die harte Hand nicht über euch gefühlt; ihr wißt es nicht, wie mäuschenstille wir bei unsern Spielen wurden, wenn wir den Rohrstock unsres Vaters nur von ferne auf den Steinen hörten."

Martin sprang auf, und faßte die Hände der Großmutter.

„Nun," sagte sie, „es mag vielleicht besser sein, so wie es jetzo ist. Ihr seid glückliche Kinder; aber deines Großvaters Schwester lebte in den alten Tagen. — Seit wir nach unserer Hochzeit das untere Stockwerk hier im Hause bewohnten, kam sie gern zu uns herunter; manchmal auch saß sie stundenlang bei deinem Großvater im Comtoir, und half ihm bei seinen Schreibereien. Im letzten Jahre, seit ihre Kräfte abzunehmen anfingen, fand ich sie wohl zuweilen über ihren Rechnungsbüchern eingeschlafen. Dein Großvater saß dann stille fortarbeitend ihr gegenüber an der anderen Seite des Pultes, und ich erinnere mich noch gar wohl an das trauervolle Lächeln, womit er, wenn ich zu ihnen eintrat, mich auf die schlafende Schwester aufmerksam zu machen pflegte."

Die Erzählerin schwieg eine Weile, und blickte mit weit geöffneten Augen vor sich hin, während sie mechanisch ihre Tasse schwenkte und mit Behutsamkeit die Neige ausschlürfte. Dann, nachdem sie die Tasse neben sich auf die Fensterbank gestellt hatte, sprach sie langsam weiter. „Unsere alte Anne konnte nicht genug davon erzählen, wie lustig und umgänglich ihre Mamsell in jüngeren Jahren gewesen sei; auch war sie die Einzige von den Kindern, die bei Gelegenheit mit dem Vater ein Wort zu reden wagte. — So lange ich sie gekannt, ist sie immer still und für sich gewesen; zumal, wenn der Vater im Zimmer war, sprach sie nur das Nothwendige, und wenn sie just gefragt wurde. Was da passirt sein mag; — dein Großvater hat nie davon gesprochen; — nun sind sie Alle längst begraben." —

Der Enkel betrachtete das Bild des Urgroßvaters, und seine Augen blieben an den strengen Linien haften, die den starken Mund von den Wangen schieden. „Es muß ein harter Mann gewesen sein" sagte er.

Die Großmutter nickte. „Er hat seine Söhne

bis in ihr dreißigſtes Jahr erzogen“ ſagte ſie. „Sie haben darum bis in ihr ſpätes Alter auch niemals ſo recht einen eigenen Willen gehabt. Dein Großvater hat es oft genug beklagt. Er wäre am liebſten ein Gelehrter geworden, wie du es biſt; aber die Firma verlangte einen Nachfolger. Es waren damals eben andere Zeiten.

Martin nahm das Bild des Großvaters von der Wand. „Das ſind milde Augen“ ſagte er.

Die Großmutter ſtreckte die Hände aus, als wolle ſie aus ihrem Lehnſtuhl aufſtehn; dann ließ ſie ſie langſam ineinanderſinken. „Ja wohl, mein Kind!“ ſagte ſie, „das waren milde Augen! Er hatte keine Feinde, — nur Einen mitunter — und das war er ſelber.“

Die alte Haushälterin trat herein. „Es iſt Einer von den Maurerleuten draußen; er wünſcht den Herrn zu ſprechen.“

„Geh hinaus, Martin!“ ſagte die Großmutter. „Was iſt es denn, Anne?“

„Sie haben etwas in der Gruft gefunden;“ erwiderte die Alte, „ein Schauſtück oder ſo etwas.

Die Särge der alten Herrschaften wollen schon nicht mehr halten."

Die Großmutter neigte ein wenig das Haupt; dann blickte sie in der Stube umher und sagte: „Mach das Fenster zu, Anne! Es duftet mir so stark; die Sonne scheint draußen auf die Buxbaumrabatten."

„Die Frau hat wieder ihre Gedanken!" murmelte die alte Dienerin; denn der Buxbaum war vor über zwanzig Jahren fortgenommen, und mit den Glaskorallenschnüren hatten derzeit die Knaben Pferd gespielt. Aber sie sagte nichts dergleichen; sondern schloß, wie ihr geheißen war, das Fenster. Danach stand sie noch eine Weile, und sah durch die Zweige des hohen Ahornbaums nach dem alten Lusthäuschen hinüber, wohinaus sie vor Zeiten ihren jungen Herrschaften so oft das Kaffeegeschirr hatte bringen müssen, und wo die kranke Mamsell so manchen Nachmittag gesessen hatte.

Nun öffnete sich die Thür und Martin trat hastigen Schrittes herein. „Du hattest Recht!" sagte er, indem er Tante Fränzchens Bild von der Wand

nahm und es an dem ſilbernen Schleifchen der Großmutter vor die Augen hielt. „Der Maler durfte nur die Kapſel des Medaillons malen; der offne Kryſtall hat auf ihrem Herzen gelegen. Ich habe oft genug gefragt, was er verberge. Nun weiß ich es; denn ich habe Macht es umzuwenden.“ Und er legte ein verſtäubtes Kleinod auf die Fenſterbank, das, des grünen Roſtes ungeachtet, der es überzogen hatte, als das Original zu der Zeichnung auf Tante Fränzchens Bilde nicht zu verkennen war. Das Sonnenlicht brach durch den trüben Kryſtall und beleuchtete im Innern eine dunkle Haarlocke.

Die Großmutter ſetzte ſchweigend ihre Brille auf; dann ergriff ſie mit zitternden Händen das kleine Medaillon, und neigte tief das Haupt darüber. Endlich nach einer ganzen Weile, wo in dem ſtillen Zimmer nur das unruhigere Athmen der alten Frau vernehmlich war, legte ſie es beklommen von ſich und ſagte: „Laß es wieder an ſeinen Ort bringen, Martin; es taugt nicht in die Sonne. — Und,“ fügte ſie hinzu, indem ſie das

Tuch auf ihrem Schooße ſorgſam zuſammenlegte, „auf den Abend bring' mir deine Braut! Es muß in den alten Schubladen noch irgendwo ein Hochzeitskettlein ſtecken; — wir wollen proben, wie es zu den braunen Augen läßt."

Marthe und ihre Uhr.

Während der letzten Jahre meines Schulbeſuchs wohnte ich in einem kleinen Bürgerhauſe der Stadt, worin aber von Vater, Mutter und vielen Geſchwiſtern nur eine alternde unverheirathete Tochter zurückgeblieben war. Die Eltern und zwei Brüder waren geſtorben, die Schweſtern bis auf die jüngſte, welche einen Arzt am ſelbigen Ort geheirathet hatte, ihren Männern in entfernte Gegenden gefolgt. So blieb denn Marthe allein in ihrem elterlichen Hauſe, worin ſie ſich durch das Vermiethen des früheren Familienzimmers und mit Hülfe einer kleinen Rente ſpärlich durchs Leben brachte. Doch kümmerte es ſie wenig, daß ſie nur Sonntags ihren Mittagstiſch decken konnte; denn ihre Anſprüche an das äußere Leben waren faſt keine;

eine Folge der ſtrengen und ſparſamen Erziehung, welche der Vater ſowohl aus Grundſatz, als auch in Rückſicht ſeiner beſchränkten bürgerlichen Verhältniſſe allen ſeinen Kindern gegeben hatte. Wenn aber Marthen in ihrer Jugend nur die gewöhnliche Schulbildung zu Theil geworden war, ſo hatte das Nachdenken ihrer ſpäteren einſamen Stunden, vereinigt mit einem behenden Verſtande und dem ſittlichen Ernſt ihres Charakters, ſie doch zu der Zeit, in welcher ich ſie kennen lernte, auf eine für Frauen, namentlich des Bürgerſtandes, ungewöhnlich hohe Bildungsſtufe gehoben. Freilich ſprach ſie nicht immer grammatiſch richtig, obgleich ſie viel und mit Aufmerkſamkeit las, am liebſten geſchichtlichen oder poetiſchen Inhalts; aber ſie wußte ſich dafür meiſtens über das Geleſene ein richtiges Urtheil zu bilden, und, was ſo Wenigen gelingt, ſelbſtſtändig das Gute vom Schlechten zu unterſcheiden. Mörikes „Maler Nolten", welcher damals erſchien, machte großen Eindruck auf ſie, ſo daß ſie ihn immer wieder las; erſt das Ganze, dann dieſe oder jene Partie, wie ſie ihr eben zuſagte. Die

Gestalten des Dichters wurden für sie selbstbestimmende lebende Wesen, deren Handlungen nicht mehr an die Nothwendigkeit des dichterischen Organismus gebunden waren; und sie konnte stundenlang darüber nachsinnen, auf welche Weise das hereinbrechende Verhängniß von so vielen geliebten Menschen dennoch hätte abgewandt werden können.

Die Langeweile drückte Marthen in ihrer Einsamkeit nicht, wohl aber zuweilen ein Gefühl der Zwecklosigkeit ihres Lebens nach außen hin; sie bedurfte Jemandes, für den sie hätte arbeiten und sorgen können. Bei dem Mangel näher Befreundeter kam dieser löbliche Trieb ihren jeweiligen Miethern zu Gute, und auch ich habe manche Freundlichkeit und Aufmerksamkeit von ihrer Hand erfahren. — An Blumen hatte sie eine große Freude, und es schien mir ein Zeichen ihres anspruchlosen und resignirten Sinnes, daß sie unter ihnen die weißen und von diesen wieder die einfachen am liebsten hatte. Es war immer ihr erster Festtag im Jahre, wenn ihr die Kinder der Schwester aus deren Garten die ersten Schneeglöckchen und Märzblumen brachten;

dann wurde ein kleines Porzellankörbchen aus dem Schranke herabgenommen, und die Blumen zierten unter ihrer sorgsamen Pflege wochenlang die kleine Kammer.

Da Marthe seit dem Tode ihrer Eltern wenig Menschen um sich sah, und namentlich die langen Winterabende fast immer allein zubrachte, so lieh die regsame und gestaltende Phantasie, welche ihr ganz besonders eigen war, den Dingen um sie her eine Art von Leben und Bewußtsein. Sie borgte Theilchen ihrer Seele aus an die alten Möbeln ihrer Kammer, und die alten Möbeln erhielten so die Fähigkeit, sich mit ihr zu unterhalten; meistens freilich war diese Unterhaltung eine stumme, aber sie war dafür desto inniger und ohne Mißverständniß. Ihr Spinnrad, ihr braungeschnitzter Lehnstuhl, waren gar sonderbare Dinge, die oft die eigenthümlichsten Grillen hatten; vorzüglich war dies aber der Fall mit einer altmodischen Stutzuhr, welche ihr verstorbener Vater vor über funfzig Jahren, auch damals schon als ein uraltes Stück, auf dem Trödelmarkt zu Amsterdam gekauft hatte. Das

Ding ſah freilich ſeltſam genug aus: zwei Meerweiber, aus Blech geſchnitten und dann übermalt, lehnten zu jeder Seite ihr langhaariges Antlitz an das vergilbte Zifferblatt; die ſchuppigen Fiſchleiber, welche von einſtiger Vergoldung zeugten, umſchloſſen daſſelbe nach unten zu; die Weiſer ſchienen dem Schwanze eines Scorpions nachgebildet zu ſein. Vermuthlich war das Räderwerk durch langen Gebrauch verſchliffen; denn der Perpendikelſchlag war hart und ungleich, und die Gewichte ſchoſſen zuweilen mehrere Zoll mit einem Mal hinunter. — Dieſe Uhr war die beredteſte Geſellſchaft ihrer Beſitzerin; ſie miſchte ſich aber auch in alle ihre Gedanken. Wenn Marthe in ein Hinbrüten über ihre Einſamkeit verfallen wollte, dann ging der Perpendikel tick, tack! tick, tack! immer härter, immer eindringlicher; er ließ ihr keine Ruh, er ſchlug immer mitten in ihre Gedanken hinein. Endlich mußte ſie aufſehen; — da ſchien die Sonne ſo warm in die Fenſterſcheiben, die Nelken auf dem Fenſterbrett dufteten ſo ſüß; draußen ſchoſſen die Schwalben ſingend durch den Himmel. Sie mußte

wieder fröhlich sein, die Welt um sie her war gar zu freundlich.

Die Uhr hatte aber auch wirklich ihren eigenen Kopf; sie war alt geworden und kehrte sich nicht mehr so gar viel an die neue Zeit; daher schlug sie oft sechs, wenn sie zwölf schlagen sollte, und ein ander Mal, um es wieder gut zu machen, wollte sie nicht aufhören zu schlagen, bis Marthe das Schlagloth von der Kette nahm. Das Wunderlichste war, daß sie zuweilen gar nicht dazu kommen konnte; dann schnurrte und schnurrte es zwischen den Rädern, aber der Hammer wollte nicht ausholen; und das geschah meistens mitten in der Nacht. Marthe wurde jedesmal wach; und mochte es im klingendsten Winter und in der dunkelsten Nacht sein, sie stand auf und ruhte nicht, bis sie die alte Uhr aus ihren Nöthen erlöst hatte. Dann ging sie wieder zu Bette und dachte sich allerlei, warum die Uhr sie wohl geweckt habe, und fragte sich, ob sie in ihrem Tagewerk auch etwas vergessen, ob sie es auch mit guten Gedanken beschlossen habe.

Nun war es Weihnachten. Den Christabend, da ein übermäßiger Schneefall mir den Weg zur Heimath versperrte, hatte ich in einer befreundeten, kinderreichen Familie zugebracht; der Tannenbaum hatte gebrannt, die Kinder waren jubelnd in die langverschlossene Weihnachtsstube gestürzt; nachher hatten wir die unerläßlichen Karpfen gegessen und Bischof dazu getrunken; nichts von der herkömmlichen Feierlichkeit war versäumt worden. — Am andern Morgen trat ich zu Marthe in die Kammer, um ihr den gebräuchlichen Glückwunsch zum Feste abzustatten. Sie saß mit untergestütztem Arm am Tische; ihre Arbeit schien längst geruht zu haben.

Und wie haben Sie denn gestern Ihren Weihnachtabend zugebracht? fragte ich.

Sie sah zu Boden und antwortete: Zu Hause.

Zu Hause? Und nicht bei Ihren Schwesterkindern?

Ach, sagte sie, seit meine Mutter gestern vor zehn Jahren hier in diesem Bette starb, bin ich am Weihnachtabend nicht ausgegangen. Meine Schwester schickte gestern wohl zu mir, und als es

dunkel wurde, dachte ich wohl daran, einmal hinzugehen; aber — die alte Uhr war auch wieder so drollig; es war accurat, als wenn sie immer sagte: Thu es nicht, thu es nicht! Was willst du da? Deine Weihnachtsfeier gehört ja nicht dahin!

Und so blieb sie denn zu Haus in dem kleinen Zimmer, wo sie als Kind gespielt, wo sie später ihren Eltern die Augen zugedrückt hatte, und wo die alte Uhr pickte ganz wie dazumalen. Aber jetzt, nachdem sie ihren Willen bekommen und Marthe das schon hervorgezogene Festkleid wieder in den Schrank verschlossen hatte, pickte sie so leise, ganz leise und immer leiser, zuletzt unhörbar. — Marthe durfte sich ungestört der Erinnerung aller Weihnachtabende ihres Lebens überlassen: ihr Vater saß wieder in dem braungeschnitzten Lehnstuhl; er trug das feine Sammetkäppchen und den schwarzen Sonntagsrock; auch blickten seine ernsten Augen heute so freundlich; denn es war Weihnachtabend, Weihnachtabend vor — ach vor sehr, sehr vielen Jahren! Ein Weihnachtbaum zwar brannte nicht auf dem Tisch — das war ja nur für reiche Leute —;

aber ſtatt deſſen zwei hohe dicke Lichter; und davon wurde das kleine Zimmer ſo hell, daß die Kinder ordentlich die Hand vor die Augen halten mußten, als ſie aus der dunkeln Vordiele hineintreten durften. Dann gingen ſie an den Tiſch, aber nach der Weiſe des Hauſes ohne Haſt und laute Freudenäußerung, und betrachteten was ihnen das Chriſtkind einbeſcheert hatte. Das waren nun freilich keine theuern Spielſachen, auch nicht einmal wohlfeile; ſondern lauter nützliche und nothwendige Dinge, ein Kleid, ein Paar Schuhe, eine Rechentafel, ein Geſangbuch und dergleichen mehr; aber die Kinder waren gleichwohl glücklich mit ihrer Rechentafel und ihrem neuen Geſangbuch, und ſie gingen eins ums andere dem Vater die Hand zu küſſen, der während deſſen zufrieden lächelnd in ſeinem Lehnſtuhl geblieben war. Die Mutter mit ihrem milden freundlichen Geſicht unter dem enganliegenden Scheiteltuch band ihnen die neue Schürze vor und malte ihnen Zahlen und Buchſtaben zum Nachſchreiben auf die neue Tafel. Doch ſie hatte nicht gar lange Zeit, ſie mußte in die Kilche und Apfel-

kuchen backen; denn das war für die Kinder eine Hauptbescheerung am Weihnachtabend; die mußten nothwendig gebacken werden. Da schlug der Vater das neue Gesangbuch auf, und stimmte mit seiner klaren Stimme an: Frohlockt, lobsinget Gott; die Kinder aber, die alle Melodien kannten, stimmten ein: der Heiland ist gekommen; und so sangen sie den Gesang zu Ende, indem sie alle um des Vaters Lehnstuhl herumstanden. Nur in den Pausen hörte man in der Küche das Handtieren der Mutter und das Prasseln der Apfelkuchen. — —

Tick, tack! ging es wieder; tick, tack! immer härter und eindringlicher. Marthe fuhr empor; da war es fast dunkel um sie her, draußen auf dem Schnee nur lag trüber Mondschein. Außer dem Pendelschlag der Uhr war es todtenstill im Hause. Keine Kinder sangen in der kleinen Stube, kein Feuer prasselte in der Küche. Sie war ja ganz allein zurückgeblieben; die Andern waren alle, alle fort. — Aber was wollte die alte Uhr denn wieder? — Ja, da warnte es auf Elf — und ein anderer Weihnachtabend tauchte in Marthens Er-

innerung auf, ach! ein ganz anderer; viele, viele Jahre ſpäter. Der Vater und die Brüder waren todt, die Schweſtern verheirathet; die Mutter, welche nun mit Marthen allein geblieben war, hatte ſchon längſt des Vaters Platz im braunen Lehnſtuhl eingenommen und ihrer Tochter die kleinen Wirthſchaftsſorgen übertragen; denn ſie kränkelte ſeit des Vaters Tode, ihr mildes Antlitz wurde immer bläſſer, und ihre freundlichen Augen blickten immer matter; endlich mußte ſie auch den Tag über im Bette bleiben. Das war ſchon über drei Wochen, und nun war es Weihnachtabend. Marthe ſaß an ihrem Bett und horchte auf den Athem der Schlummernden; es war todtenſtill in der Kammer, nur die Uhr pickte. Da warnte es auf Elf, die Mutter ſchlug die Augen auf und verlangte zu trinken. Marthe, ſagte ſie, wenn es erſt Frühling wird und ich wieder zu Kräften gekommen bin, dann wollen wir deine Schweſter Hanne beſuchen; ich habe ihre Kinder eben im Traume geſehen; — du haſt hier gar zu wenig Vergnügen. — Die Mutter hatte ganz vergeſſen, daß Schweſter Hanne's

Kinder im Spätherbst gestorben waren; Marthe erinnerte sie auch nicht daran, sie nickte schweigend mit dem Kopf, und faßte ihre abgefallnen Hände. Die Uhr schlug Elf —

Auch jetzt schlug sie Elf, aber leise, wie aus weiter, weiter Ferne —

Da hörte Marthe einen tiefen Athemzug; sie dachte, die Mutter wolle wieder schlafen. So blieb sie sitzen, lautlos, regungslos, die Hand der Mutter noch immer in der ihren; am Ende verfiel sie in einen schlummerähnlichen Zustand. Es mochte so eine Stunde vergangen sein; da schlug die Uhr Zwölf! — Das Licht war ausgebrannt, der Mond schien hell ins Fenster; aus den Kissen sah das bleiche Gesicht der Mutter. Marthe hielt eine kalte Hand in der ihrigen. Sie ließ diese kalte Hand nicht los, sie saß die ganze Nacht bei der todten Mutter. —

So saß sie jetzt bei ihren Erinnerungen in derselben Kammer, und die alte Uhr pickte bald laut, bald leise; sie wußte von Allem, sie hatte Alles mit erlebt, sie erinnerte Marthe an Alles, an ihre Leiden, an ihre kleinen Freuden. — —

Ob es noch so gesellig in Marthens einsamer Kammer ist? Ich weiß es nicht; es sind viele Jahre her seit ich in ihrem Hause wohnte, und jene kleine Stadt liegt weit von meiner Heimath. — Was Menschen, die das Leben lieben, nicht auszusprechen wagen, pflegte sie laut und ohne Scheu zu äußern: Ich bin niemals krank gewesen; ich werde gewiß sehr alt werden. — Ist ihr Glaube ein richtiger gewesen und sollten diese Blätter den Weg in ihre Kammer finden, so möge sie sich beim Lesen auch meiner erinnern. Die alte Uhr wird helfen; sie weiß ja von Allem Bescheid.

Im Saal.

Am Nachmittag war Kindtaufe gewesen; nun war es gegen Abend. Die Eltern des Täuflings saßen mit den Gästen im geräumigen Saal, unter ihnen die Großmutter des Mannes; die Andern waren ebenfalls nahe Verwandte, junge und alte, die Großmutter aber war ein ganzes Geschlecht älter, als die ältesten von diesen. Das Kind war nach ihr „Barbara" getauft worden; doch hatte es auch noch einen schöneren Namen erhalten, denn Barbara allein klang doch gar zu altfränkisch für das hübsche kleine Kind. Dennoch sollte es mit diesem Namen gerufen werden: so wollten es beide Eltern, wie viel auch die Freunde dagegen einzuwen-

den hatten. Die alte Großmutter aber erfuhr nichts davon, daß die Brauchbarkeit ihres langbewährten Namens in Zweifel gezogen war.

Der Prediger hatte nicht lange nach Verrichtung seines Amtes den Familienkreis sich selbst überlassen; nun wurden alte, liebe, oft erzählte Geschichten hervorgeholt und nicht zum letzten Male wieder erzählt. Sie kannten sich Alle; die Alten hatten die Jungen aufwachsen, die Aeltesten die Alten grau werden sehen; von Allen wurden die anmuthigsten und spaßhaftesten Kindergeschichten erzählt; wo kein Anderer sie wußte, da erzählte die Großmutter. Von ihr allein konnte Niemand erzählen; ihre Kinderjahre lagen hinter der Geburt aller Andern; die außer ihr selbst etwas davon wissen konnten, hätten weit über jedes Menschenalter hinaus sein müssen. — Unter solchen Gesprächen war es abendlich geworden. Der Saal lag gegen Westen, ein rother Schimmer fiel durch die Fenster noch auf die Gypsrosen an den weißen, mit Stuckaturarbeit gezierten Wänden; dann verschwand auch der. Aus der Ferne konnte man ein dumpfes ein-

töniges Rauſchen in der jetzt eingetretenen Stille vernehmen. Einige der Gäſte horchten auf.

Das iſt das Meer, ſagte die junge Frau.

Ja, ſagte die Großmutter, ich habe es oft gehört; es iſt ſchon lange ſo geweſen.

Dann ſprach wieder Niemand; draußen vor den Fenſtern in dem ſchmalen Steinhof ſtand eine große Linde, und man hörte, wie die Sperlinge unter den Blättern zur Ruhe gingen. Der Hauswirth hatte die Hand ſeiner Frau gefaßt, die ſtill an ſeiner Seite ſaß, und heftete die Augen an die krauſe alterthümliche Gypsdecke.

Was haſt Du? fragte ihn die Großmutter.

Die Decke iſt geriſſen, ſagte er, die Simſe ſind auch geſunken. Der Saal wird alt, Großmutter, wir müſſen ihn umbauen.

Der Saal iſt noch nicht ſo alt, erwiederte ſie, ich weiß noch wohl, als er gebaut wurde.

Gebaut? Was war denn früher hier?

Früher? wiederholte die Großmutter; dann verſtummte ſie eine Weile, und ſaß da, wie ein lebloſes Bild; ihre Augen ſahen rückwärts in eine

vergangene Zeit, ihre Gedanken waren bei den Schatten der Dinge, deren Wesen lange dahin war. Dann sagte sie: Es ist achtzig Jahre her; dein Großvater und ich, wir haben es uns oft nachher erzählt, — die Saalthür führte dazumal nicht in einen Hausraum, sondern aus dem Hause hinaus in einen kleinen Ziergarten; es ist aber nicht mehr dieselbe Thür, die alte hatte Glasscheiben, und man sah dadurch gerade in den Garten hinunter, wenn man zur Hausthür hereintrat. Der Garten lag drei Stufen tiefer, die Treppe war an beiden Seiten mit buntem chinesischen Geländer versehen. Zwischen zwei von niedrigem Bux eingefaßten Rabatten führte ein breiter, mit weißen Muscheln ausgestreuter Steig nach einer Lindenlaube, davor zwischen zweien Kirschbäumen hing eine Schaukel; zu beiden Seiten der Laube an der hohen Gartenmauer standen sorgfältig aufgebundene Aprikosenbäume. — Hier konnte man Sommers in der Mittagsstunde deinen Urgroßvater regelmäßig auf- und abgehen sehen, die Aurikeln und holländischen Tulpen auf den Rabatten ausputzend oder mit Bast an weiße

Stäbchen bindend. Er war ein strenger, accurater Mann mit militairischer Haltung, und seine schwarzen Augbrauen gaben ihm bei den weißgepuderten Haaren ein vornehmes Ansehen.

So war es einmal an einem August-Nachmittage, als dein Großvater die kleine Gartentreppe herab kam; aber dazumalen war er noch weit vom Großvater entfernt. — Ich sehe es noch vor meinen alten Augen, wie er mit schlankem Tritt auf deinen Urgroßvater zuging. Dann nahm er ein Schreiben aus einer sauber gestickten Brieftasche und überreichte es mit einer anmuthigen Verbeugung. Er war ein feiner junger Mensch mit sanften freundlichen Augen, und der schwarze Haarbeutel stach angenehm bei den lebhaften Wangen und dem perlgrauen Tuchrocke ab. — Als dein Urgroßvater das Schreiben gelesen hatte, nickte er und schüttelte deinem Großvater die Hand. Er mußte ihm schon gut sein; denn er that selten dergleichen. Dann wurde er in's Haus gerufen, und dein Großvater ging in den Garten hinab.

In der Schaukel vor der Laube saß ein acht-

jähriges Mädchen; ſie hatte ein Bilderbuch auf dem Schooß, worin ſie eifrig las; die klaren goldnen Locken hingen ihr über das heiße Geſichtchen herab, der Sonnenſchein lag brennend darauf.

Wie heißt du? fragte der junge Mann.

Sie ſchüttelte das Haar zurück, und ſagte: Barbara.

Nimm dich in Acht Barbara; deine Locken ſchmelzen ja in der Sonne.

Die Kleine fuhr mit der Hand über das heiße Haar, der junge Mann lächelte, — und es war ein ſehr ſanftes Lächeln. — — Es hat nicht Noth, ſagte er; komm wir wollen ſchaukeln.

Sie ſprang heraus: Wart, ich muß erſt mein Buch verwahren. Dann brachte ſie es in die Laube. Als ſie wiederkam, wollte er ſie hineinheben. Nein, ſagte ſie, ich kann ganz allein. Dann ſtellte ſie ſich auf das Schaukelbrettchen und rief: Nur zu! — Und nun zog dein Großvater, das ihm der Haarbeutel bald rechts, bald links um die Schultern tanzte; die Schaukel mit dem kleinen Mädchen ging im Sonnenſchein auf und nieder, die klaren Locken

wehten ihr frei von den Schläfen. Und immer ging es ihr nicht hoch genug! Als aber die Schaukel rauschend in die Lindenzweige flog, fuhren die Vögel zu beiden Seiten aus den Spalieren, daß die überreifen Aprikosen auf die Erde herabrollten.

Was war das? sagte er, und hielt die Schaukel an.

Sie lachte, wie er so fragen könne. Das war der Fritsch, sagte sie, er ist sonst gar nicht so bange.

Er hob sie aus der Schaukel, und sie gingen zu den Spalieren; da lagen die dunkelgelben Früchte zwischen dem Gesträuch. Dein Fritsch hat dich tractirt! sagte er. Sie schüttelte mit dem Kopf und legte eine schöne Aprikose in seine Hand. Dich! sagte sie leise.

Nun kam dein Urgroßvater wieder in den Garten zurück. Nimm er sich in Acht, sagte er lächelnd, er wird sie sonst nicht wieder los. Dann sprach er von Geschäftssachen, und beide gingen in's Haus.

Am Abend durfte die kleine Barbara mit zu Tisch sitzen; der junge freundliche Mann hatte für

ſie gebeten. — So ganz, wie ſie es gewünſcht hatte, kam es freilich nicht; denn der Gaſt ſaß oben an ihres Vaters Seite; ſie aber war nur noch ein kleines Mädchen, und mußte ganz unten bei dem allerjüngſten Schreiber ſitzen. Darum war ſie auch ſo bald mit ihrem Eſſen fertig; dann ſtand ſie auf und ſchlich ſich an den Stuhl ihres Vaters. Der aber ſprach mit dem jungen Mann ſo eifrig über Conto und Disconto, daß dieſer für die kleine Barbara gar keine Augen hatte. — Ja, ja, es iſt achtzig Jahre her; aber die alte Großmutter denkt es noch wohl, wie die kleine Barbara damals recht ſehr ungeduldig wurde und auf ihren guten Vater gar nicht zum Beſten zu ſprechen war. Die Uhr ſchlug zehn, und nun mußte ſie gute Nacht ſagen. Als ſie zu deinem Großvater kam, fragte er ſie: Schaukeln wir morgen? und die kleine Barbara wurde wieder ganz vergnügt. — Er iſt ja ein alter Kindernarr, er! ſagte der Urgroßvater; aber eigentlich war er ſelbſt recht unvernünftig in ſein kleines Mädchen verliebt.

Am andern Tage gegen Abend reiſte dein Großvater fort.

Dann gingen acht Jahre hin. Die kleine Barbara ſtand oft zur Winterzeit an der Glasthür und hauchte die gefrornen Scheiben an; dann ſah ſie durch das Guckloch in den beſchneiten Garten hinab, und dachte an den ſchönen Sommer, an die glänzenden Blätter und an den warmen Sonnenſchein, an den Jritſch, der immer in den Spalieren niſtete, und wie einmal die reifen Aprikoſen zur Erde gerollt waren, und dann dachte ſie an einen Sommertag, und zuletzt immer nur an dieſen einen Sommertag, wenn ſie an den Sommer dachte. — So gingen die Jahre hin; die kleine Barbara war nun doppelt ſo alt, und eigentlich gar nicht mehr die kleine Barbara; aber der eine Sommertag ſtand noch immer als ein heller Punkt in ihrer Erinnerung. — Dann war er endlich eines Tages wirklich wieder da.

Wer? fragte lächelnd der Enkel, der Sommertag?

Ja, ſagte die Großmutter, ja, dein Großvater. Es war ein rechter Sommertag.

Und dann? fragte er wieder.

Dann, sagte die Großmutter, gab es ein Brautpaar, und die kleine Barbara wurde deine Großmutter, wie sie hier unter euch sitzt und die alten Geschichten erzählt. — So weit war's aber noch nicht. Erst gab es eine Hochzeit, und dazu ließ dein Urgroßvater den Saal bauen. Mit dem Garten und den Blumen war's nun wohl vorbei; es hatte aber nicht Noth, er bekam bald lebendige Blumen zur Unterhaltung in seinen Mittagsstunden. Als der Saal fertig war, wurde die Hochzeit gehalten. Es war eine lustige Hochzeit, und die Gäste sprachen noch lange nachher davon. — Ihr, die ihr hier sitzt, und die ihr jetzt allenthalben dabei sein müßt, ihr waret freilich nicht dabei; aber eure Väter und Großväter, eure Mütter und Großmütter, und das waren auch Leute, die ein Wort mitzusprechen wußten. Es war damals freilich noch eine stille, bescheidene Zeit; wir wollten noch nicht Alles besser wissen, als die Majestäten und ihre Minister; und wer seine Nase in die Politik steckte, den hießen wir einen Kannegießer, und war's ein Schuster, so ließ man die Stiefeln bei seinem Nachbar machen. Die

Dienſtmädchen hießen noch alle Trine und Stine, und jeder trug den Rock nach ſeinem Stande. Jetzt tragt ihr ſogar Schnurrbärte wie Junker und Kavaliere. Was wollt ihr denn? Wollt ihr alle mit regieren?

Ja, Großmutter, ſagte der Enkel.

Und der Adel, und die hohen Herrſchaften, die doch dazu geboren ſind? was ſoll aus denen werden?

Oh — — Adel — — ſagte die junge Mutter, und ſah mit ſtolzen liebevollen Augen zu ihrem Mann hinauf.

Der lächelte und ſagte: Streichen, Großmutter; oder wir werden alle Freiherrn, ganz Deutſchland mit Mann und Maus. Sonſt ſeh ich keinen Rath.

Die Großmutter erwiederte nichts darauf; ſie ſagte nur: Auf meiner Hochzeit wurde nichts von Staatsgeſchichten geredet; die Unterhaltung ging ihren ebenen Tritt, und wir waren eben ſo vergnügt dabei, als ihr in euren neumodiſchen Geſellſchaften. Bei Tiſche wurden ſpaßhafte Räthſel aufgegeben und Leberreime gemacht, beim Deſſert wurde

gesungen „Gesundheit, Herr Nachbar, das Gläschen ist leer“ und alle die andern hübschen Lieder, die nun vergessen sind; dein Großvater mit seiner hellen Tenorstimme war immer herauszuhören. — Die Menschen waren damals noch höflicher gegen einander; das Disputiren und Schreien galt in einer feinen Gesellschaft für sehr unziemlich. — Nun, das ist Alles anders geworden; — aber dein Großvater war ein sanfter friedlicher Mann. Er ist schon lange nicht mehr auf dieser Welt; er ist mir weit vorausgegangen; es wird wohl Zeit, daß ich nachkomme.

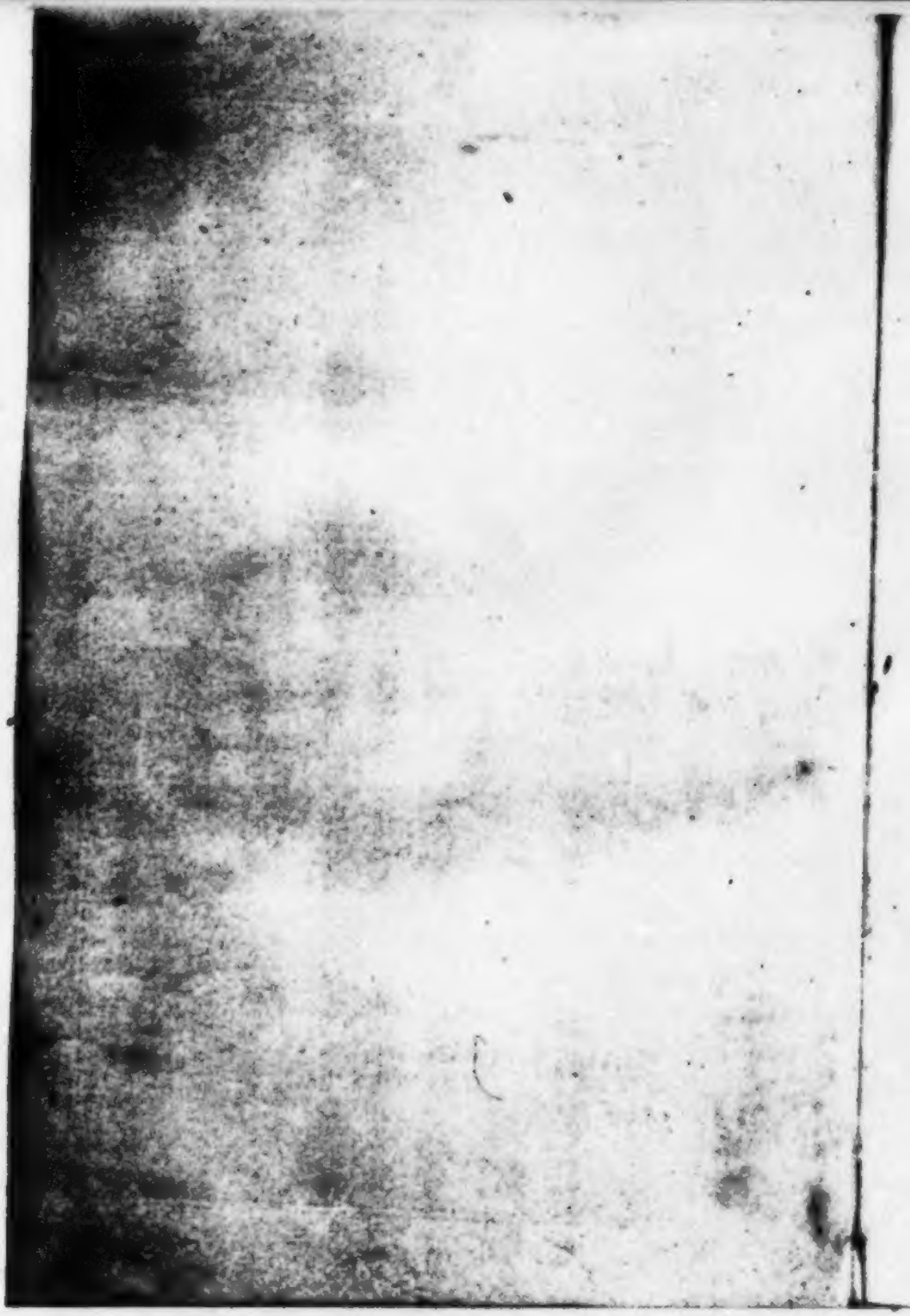
Die Großmutter schwieg einen Augenblick, und es sprach Niemand. Nur ihre Hände fühlte sie ergriffen; sie wollten sie Alle noch behalten. Ein friedliches Lächeln glitt über das alte liebe Gesicht; dann sah sie auf ihren Enkel und sagte: Hier im Saal stand auch seine Leiche; du warst damals erst sechs Jahre alt, und standest am Sarg zu weinen. Dein Vater war ein strenger rücksichtsloser Mann. Heule nicht Junge, sagte er, und hob dich auf den Arm. Sieh her, so sieht ein braver Mann aus,

er gestorben ist. Dann wischte er sich heim-
elbst eine Thräne vom Gesicht. Er hatte im-
eine große Verehrung für deinen Großvater
t. Jetzt sind sie Alle hinüber; — und heute
ich hier im Saal meine Urenkelin aus der
gehoben, und ihr habt ihr den Namen eurer
Großmutter gegeben. Möge der liebe Gott
n so glücklich und zufrieden zu meinen Tagen
n lassen.

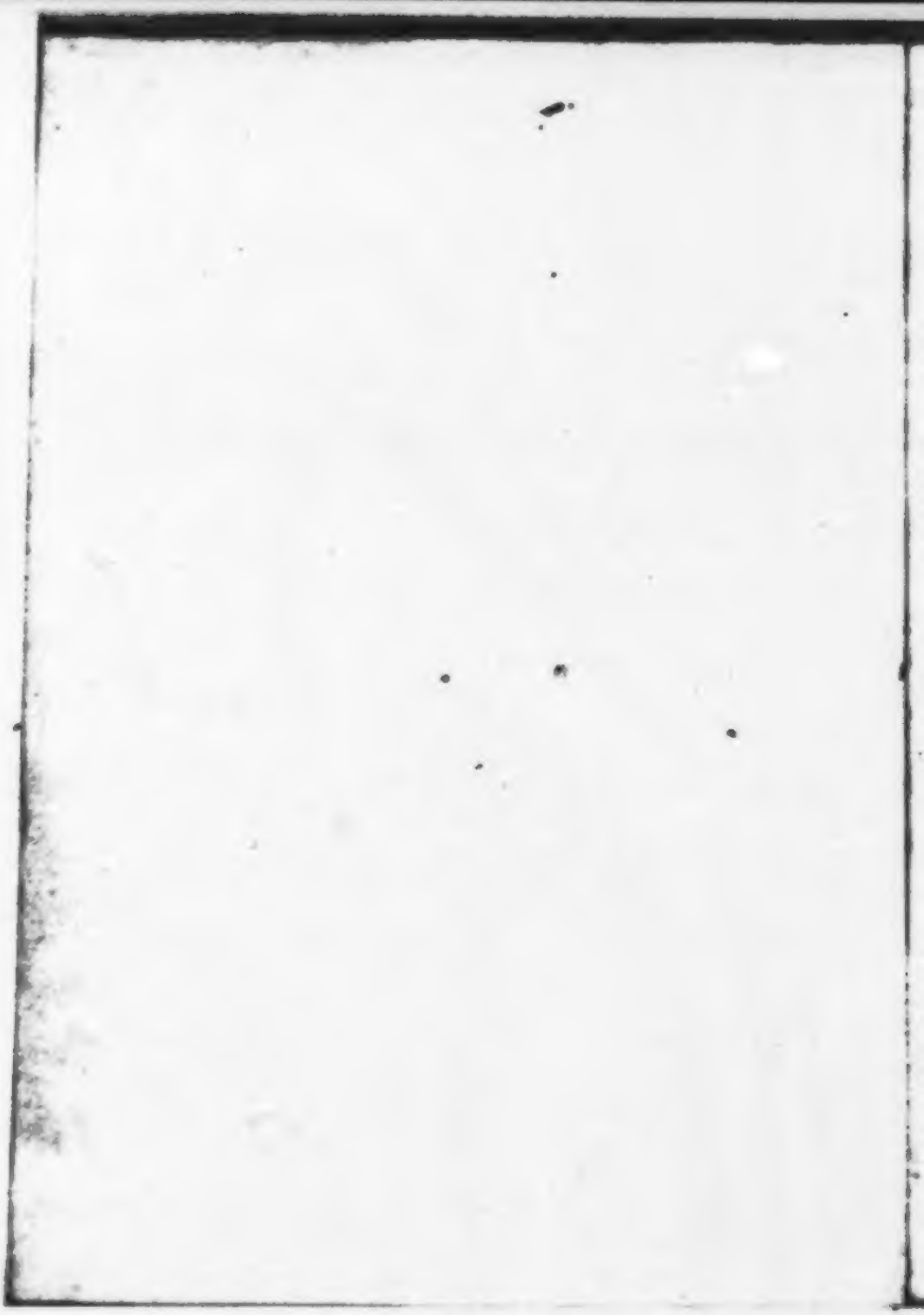
ie junge Mutter fiel vor der Großmutter
Kniee und küßte ihre feinen Hände.

er Enkel sagte: Großmutter, wir wollen
en Saal ganz umreißen und wieder einen
ten pflanzen; die kleine Barbara ist auch
da. Die Frauen sagen ja, sie ist dein Eben-
e soll wieder in der Schaukel sitzen und die
soll wieder auf goldene Kinderlocken schei-
elleicht kommt dann auch eines Sommer-
tags der Großvater wieder die kleine chi-
Treppe herab, vielleicht — —

e Großmutter lächelte: du bist ein Phantast,
, dein Großvater war es auch.



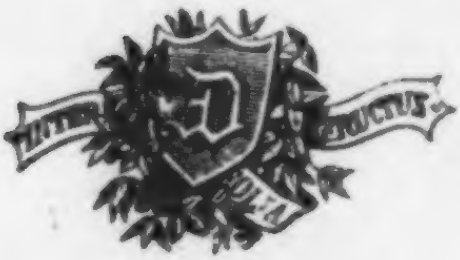
Immensee.



Immensee

von

Theodor Storm.



Sechste Auflage.

Berlin.

Verlag von Alexander Duncker,
Königl. Hofbuchhändler.

1857.

Ex Bibliotheca
Universitatis
Friderica Guil.
Berolin.

Der Alte.

An einem Spätherbſtnachmittage ging ein alter wohlgekleideter Mann langſam die Straße hinab. Er ſchien von einem Spaziergange nach Hauſe zurückzukehren; denn ſeine Schnallenſchuhe, die einer vorübergegangenen Mode angehörten, waren beſtäubt. Den langen Rohrſtock mit goldenem Knopf trug er unter dem Arm; mit ſeinen dunkeln Augen, in welche ſich die ganze verlorene Jugend gerettet zu haben ſchien, und welche eigenthümlich von den ſchneeweißen Haaren abſtachen, ſah er ruhig umher oder in die Stadt hinab, welche im Abendſonnenduſte vor ihm lag. — Er ſchien faſt ein Fremder; denn von den Vorübergehenden grüßten ihn nur Wenige, obgleich Mancher unwillkürlich in dieſe ernſten Augen zu ſehen gezwungen wurde. Endlich ſtand er vor einem hohen

Giebelhause still, sah noch einmal in die Stadt hinaus, und trat dann in die Hausdiele. Bei dem Schall der Thürglocke wurde drinnen in der Stube von einem Guckfenster, welches nach der Diele hinausging, der grüne Vorhang weggeschoben und das Gesicht einer alten Frau dahinter sichtbar. Der Mann winkte ihr mit seinem Rohrstock. Noch kein Licht! sagte er in einem etwas südlichen Accent: und die Haushälterin ließ den Vorhang wieder fallen. Der Alte ging nun über die weite Hausdiele, durch einen Pesel, wo große Eichschränke mit Porzellanvasen an den Wänden standen; durch die gegenüberstehende Thür trat er in einen kleinen Flur, von wo aus eine enge Treppe zu den obern Zimmern des Hinterhauses führte. Er stieg sie langsam hinauf, schloß oben eine Thür auf, und trat dann in ein mäßig großes Zimmer. Hier war es heimlich und still; die eine Wand war fast mit Repositorien und Bücherschränken bedeckt; an der andern hingen Bilder von Menschen und Gegenden; vor einem Tisch mit grüner Decke, auf dem einzelne aufgeschlagene Bücher umherlagen, stand ein schwerfälliger Lehnstuhl mit rothem Sammetkissen. — Nachdem der Alte Hut und Stock in die Ecke gestellt hatte,

ſezte er ſich in den Lehnſtuhl und ſchien mit gefalteten Händen von ſeinem Spaziergange auszuruhen. — Wie er ſo ſaß, wurde es allmählich dunkler; endlich fiel ein Mondſtrahl durch die Fenſterſcheiben auf die Gemälde an der Wand, und wie der helle Streif langſam weiter rückte, folgten die Augen des Mannes unwillkürlich. Nun trat er über ein kleines Bild in ſchlichtem ſchwarzem Rahmen. Eliſabeth! ſagte der Alte leiſe; und wie er das Wort geſprochen, war die Zeit verwandelt; er war in ſeiner Jugend.

Die Kinder.

Bald trat die anmuthige Geſtalt eines kleinen Mädchens zu ihm. Sie hieß Eliſabeth und mochte fünf Jahre zählen; er ſelbſt war doppelt ſo alt. Um den Hals trug ſie ein rothſeidenes Tüchelchen; das ließ ihr hübſch zu den braunen Augen.

Reinhardt! rief ſie, wir haben frei, frei! den ganzen Tag keine Schule, und morgen auch nicht.

Reinhardt ſtellte die Rechentafel, die er ſchon unterm Arm hatte, flink hinter die Hausthür, und dann liefen beide Kinder durchs Haus in den Garten.

und durch die Gartenpforte hinaus auf die Wiese. Die unverhofften Ferien kamen ihnen herrlich zu Statten. Reinhardt hatte hier mit Elisabeths Hülfe ein Haus aus Rasenstücken aufgeführt; darin wollten sie die Sommerabende wohnen; aber es fehlte noch die Bank. Nun ging er gleich an die Arbeit; Nägel, Hammer und die nöthigen Bretter lagen schon bereit. Während dessen ging Elisabeth an dem Wall entlang und sammelte den ringförmigen Samen der wilden Malve in ihre Schürze; davon wollte sie sich Ketten und Halsbänder machen; und als Reinhardt endlich trotz manches krumm geschlagenen Nagels seine Bank dennoch zu Stande gebracht hatte und nun wieder in die Sonne hinaustrat, ging sie schon weit davon am andern Ende der Wiese.

Elisabeth! rief er, Elisabeth! und da kam sie, und ihre Locken flogen. Komm, sagte er, nun ist unser Haus fertig. Du bist ja ganz heiß geworden; komm herein, wir wollen uns auf die neue Bank setzen. Ich erzähl' dir etwas.

Dann gingen sie beide hinein, und setzten sich auf die neue Bank. Elisabeth nahm ihre Ringelchen aus der Schürze und zog sie auf lange Bindfäden; Rein-

hardt fing an zu erzählen: Es waren einmal drei Spinnfrauen — —

Ach, sagte Elisabeth, das weiß ich ja auswendig; du mußt auch nicht immer dasselbe erzählen.

Da mußte Reinhardt die Geschichte von den drei Spinnfrauen stecken lassen, und statt dessen erzählte er die Geschichte von dem armen Mann, der in die Löwengrube geworfen war. Nun war es Nacht; sagte er, weißt du? ganz finstere, und die Löwen schliefen. Mitunter aber gähnten sie im Schlaf und reckten die rothen Zungen aus; dann schauderte der Mann und meinte, daß der Morgen komme. Da warf es um ihn her auf einmal einen hellen Schein, und als er aufsah, stand ein Engel vor ihm. Der winkte ihm mit der Hand und ging dann gerade in die Felsen hinein.

Elisabeth hatte aufmerksam zugehört. Ein Engel? sagte sie: Hatte er denn Flügel?

Es ist nur so eine Geschichte; antwortete Reinhardt; es giebt ja gar keine Engel.

O pfui, Reinhardt! sagte sie und sah ihm starr ins Gesicht. Als er sie aber finster anblickte, fragte sie ihn zweifelnd: Warum sagen sie es denn immer? Mutter und Tante und auch in der Schule?

Das weiß ich nicht; antwortete er.

Aber du, sagte Elisabeth, giebt es denn auch keine Löwen?

Löwen? Ob es Löwen giebt! In Indien; da spannen die Götzenpriester sie vor den Wagen und fahren mit ihnen durch die Wüste. Wenn ich groß bin, will ich einmal selber hin. Da ist es viel tausendmal schöner als hier bei uns; da giebt es gar keinen Winter. Du mußt auch mit mir. Willst du?

Ja, sagte Elisabeth; aber Mutter muß dann auch mit, und deine Mutter auch.

Nein, sagte Reinhardt, die sind dann zu alt, die können nicht mit.

Ich darf aber nicht allein.

Du sollst schon dürfen; du wirst dann wirklich meine Frau, und dann haben die Andern dir nichts zu befehlen.

Aber meine Mutter wird weinen.

Wir kommen ja wieder, sagte Reinhardt heftig: sag es nur gerade heraus, willst du mit mir reisen? Sonst geh ich allein; und dann komme ich nimmer wieder.

Der Kleinen kam das Weinen nahe. Mach nur

nicht ſo böſe Augen, ſagte ſie; ich will ja mit nach Indien.

Reinhardt faßte ſie mit ausgelaſſener Freude bei beiden Händen und zog ſie hinaus auf die Wieſe. Nach Indien, nach Indien; ſang er und ſchwenkte ſich mit ihr im Kreiſe, daß ihr das rothe Tüchelchen vom Halſe flog. Dann aber ließ er ſie plötzlich los und ſagte ernſt: Es wird doch nichts daraus werden; du haſt keine Courage.

— — Eliſabeth! Reinhardt! rief es jetzt von der Gartenpforte. Hier! Hier! antworteten die Kinder, und ſprangen Hand in Hand nach Hauſe.

Im Walde.

So lebten die Kinder zuſammen; ſie war ihm oft zu ſtill, er war ihr oft zu heftig, aber ſie ließen deshalb nicht von einander; faſt alle Freiſtunden theilten ſie, Winters in den beſchränkten Zimmern ihrer Mütter; Sommers in Buſch und Feld. — Als Eliſabeth einmal in Reinhardts Gegenwart von dem Schullehrer geſchelten wurde, ſtieß er ſeine Tafel zornig auf den Tiſch, um den Eifer des Mannes auf ſich zu

lenken. Es wurde nicht bemerkt. Aber Reinhardt verlor alle Aufmerksamkeit an den geographischen Vorträgen; statt dessen verfaßte er ein langes Gedicht; darin vergleicht er sich selbst mit einem jungen Adler, den Schulmeister mit einer grauen Krähe, Elisabeth mit der weiße Taube; der Adler gelobte an der grauen Krähe Rache zu nehmen, sobald ihm die Flügel gewachsen sein würden. Dem jungen Dichter standen Thränen in den Augen; er kam sich sehr erhaben vor. Als er nach Hause gekommen war, wußte er sich einen kleinen Pergamentband mit vielen weißen Blättern zu verschaffen; auf die ersten Seiten schrieb er mit sorgsamer Hand sein erstes Gedicht. — Bald darauf kam er in eine andere Schule; hier schloß er manche neue Kameradschaft mit Knaben seines Alters; aber sein Verkehr mit Elisabeth wurde dadurch nicht gestört. Von den Märchen, welche er ihr sonst erzählt und wieder erzählt hatte, fing er jetzt an, die, welche ihr am besten gefallen hatten, aufzuschreiben; dabei wandelte ihn oft die Lust an, etwas von seinen eigenen Gedanken hineinzudichten; aber, er wußte nicht weshalb, er konnte immer nicht dazu gelangen. So schrieb er sie genau auf, wie er sie selber gehört

hatte. Dann gab er die Blätter an Eliſabeth, die ſie in einem Schubfach ihrer Schatulle ſorgfältig aufbewahrte; und es gewährte ihm eine anmuthige Befriedigung, wenn er ſie mitunter Abends dieſe Geſchichten in ſeiner Gegenwart aus den von ihm geſchriebenen Heften ihrer Mutter vorleſen hörte.

Sieben Jahre waren vorüber. Reinhardt ſollte zu ſeiner weitern Ausbildung die Stadt verlaſſen. Eliſabeth konnte ſich nicht in den Gedanken finden, daß es nun eine Zeit ganz ohne Reinhardt geben werde. Es freute ſie, als er ihr eines Tages ſagte, er werde, wie ſonſt, Märchen für ſie aufſchreiben; er wolle ſie ihr mit den Briefen an ſeine Mutter ſchicken; ſie müſſe ihm dann wieder ſchreiben, wie ſie ihr gefallen hätten. Die Abreiſe rückte heran; vorher aber kam noch mancher Reim in den Pergamentband. Das allein war für Eliſabeth ein Geheimniß, obgleich ſie die Veranlaſſung zu dem ganzen Buche und zu den meiſten Liedern war, welche nach und nach faſt die Hälfte der weißen Blätter gefüllt hatten.

Es war im Juni; Reinhardt ſollte am andern Tage reiſen. Nun wollte man noch einmal einen feſtlichen Tag zuſammen begehen. Dazu wurde eine

Landpartie nach einer der nahe belegenen Holzungen in größerer Gesellschaft veranstaltet. Der stundenlange Weg bis an den Saum des Waldes wurde zu Wagen zurückgelegt; dann nahm man die Proviantkörbe herunter und marschirte weiter. Ein Tannengehölz mußte zuerst durchwandert werden; es war kühl und dämmerig und der Boden überall mit feinen Nadeln bestreut. Nach halbstündigem Wandern kam man aus dem Tannendunkel in eine frische Buchenwaldung; hier war alles licht und grün, mitunter brach ein Sonnenstrahl durch die blätterreichen Zweige; ein Eichkätzchen sprang über ihren Köpfen von Ast zu Ast. — Auf einem Platze, über welchem uralte Buchen mit ihren Kronen zu einem durchsichtigen Laubgewölbe zusammenwuchsen, machte die Gesellschaft Halt. Elisabeths Mutter öffnete einen der Körbe; ein alter Herr warf sich zum Proviantmeister auf. Alle um mich herum, ihr jungen Vögel! rief er, und merket genau, was ich euch zu sagen habe. Zum Frühstück erhält jetzt ein Jeder von euch zwei trockene Wecken; die Butter ist zu Hause geblieben, die Zukost muß sich ein Jeder selber suchen. Es stehen genug Erdbeeren im Walde, das heißt, für den, der

ſie zu finden weiß. Wer ungeſchickt iſt, muß ſein Brod trocken eſſen; ſo geht es überall im Leben. Habt ihr meine Rede begriffen?

Ja wohl! riefen die Jungen.

Ja ſeht! ſagte der Alte, ſie iſt aber noch nicht zu Ende. Wir Alten haben uns im Leben ſchon genug umhergetrieben; darum bleiben wir jetzt zu Haus, das heißt, hier unter dieſen breiten Bäumen, und ſchälen die Kartoffeln, und machen Feuer und rüſten die Tafel, und wenn die Uhr zwölf iſt, ſollen auch die Eier gekocht werden. Dafür ſeid ihr uns von euren Erdbeeren die Hälfte ſchuldig, damit wir auch einen Nachtiſch ſervieren können. Und nun geht nach Oſt und Weſt und ſeid ehrlich!

Die Jungen machten allerlei ſchelmiſche Geſichter. Halt! rief der alte Herr noch einmal. Das brauche ich euch wohl nicht zu ſagen, wer keine findet, braucht auch keine abzuliefern; aber das ſchreibt euch wohl hinter eure feinen Ohren, von uns Alten bekommt er auch nichts. Und nun habt ihr für dieſen Tag gute Lehren genug; wenn ihr nun noch Erdbeeren dazu habt, ſo werdet ihr für heute ſchon durchs Leben kommen.

Die Jungen waren derſelben Meinung, und begannen ſich paarweiſe auf die Fahrt zu machen.

Komm, Eliſabeth, ſagte Reinhardt, ich weiß einen Erdbeerenſchlag; du ſollſt kein trocknes Brod eſſen.

Eliſabeth knüpfte die grünen Bänder ihres Strohhuts zuſammen, und hing ihn über den Arm. So komm, ſagte ſie, der Korb iſt fertig.

Dann gingen ſie in den Wald hinein, tiefer und tiefer; durch feuchte undurchdringliche Baumſchatten, wo Alles ſtill war, nur unſichtbar über ihnen in den Lüften das Geſchrei der Falken; dann wieder durch dichtes Geſtrüpp, ſo dicht, daß Reinhardt vorangehen mußte, um einen Pfad zu machen, hier einen Zweig zu knicken, dort eine Ranke bei Seite zu biegen. Bald aber hörte er hinter ſich Eliſabeth ſeinen Namen rufen. Er wandte ſich um. Reinhardt! rief ſie warte doch, Reinhardt! — Er konnte ſie nicht gewahr werden; endlich ſah er ſie in einiger Entfernung mit den Sträuchern kämpfen; ihr feines Köpfchen ſchwamm nur kaum über den Spitzen der Farrenkräuter. Nun ging er noch einmal zurück, und führte ſie durch das Wirrniß der Kräuter und Stauden auf einen freien Platz hinaus, wo blaue Falter zwiſchen

den einſamen Waldblumen flatterten. Reinhardt ſtrich ihr die feuchten Haare aus dem erhitzten Geſichtchen; dann wollte er ihr den Strohhut aufſetzen, und ſie wollte es nicht leiden; aber dann bat er ſie, und dann ließ ſie es doch geſchehen.

Wo bleiben denn aber deine Erdbeeren? fragte ſie endlich, indem ſie ſtehen blieb und einen tiefen Athemzug that.

Hier haben ſie geſtanden, ſagte er: aber die Kröten ſind uns zuvorgekommen, oder die Marder, oder vielleicht die Elfen.

Ja, ſagte Eliſabeth, die Blätter ſtehen noch da; aber ſprich hier nicht von Elfen. Komm nur, ich bin noch gar nicht müde; wir wollen weiter ſuchen.

Vor ihnen war ein kleiner Bach, jenſeits wieder der Wald. Reinhardt hob Eliſabeth auf ſeine Arme und trug ſie hinüber. Nach einer Weile traten ſie aus dem ſchattigen Laube wieder in eine weite Lichtung hinaus. Hier müſſen Erdbeeren ſein, ſagte das Mädchen, es duftet ſo ſüß.

Sie gingen ſuchend durch den ſonnigen Raum; aber ſie fanden keine. Nein, ſagte Reinhardt, es iſt nur der Duft des Haidekrautes.

Himbeerbüsche und Hülsendorn standen überall durcheinander, ein starker Geruch von Haidekräutern, welche abwechselnd mit kurzem Grase die freien Stellen des Bodens bedeckten, erfüllte die Luft. Hier ist es einsam, sagte Elisabeth; wo mögen die andern sein?

An den Rückweg hatte Reinhardt nicht gedacht. Warte nur; woher kommt der Wind? sagte er, und hob seine Hand in die Höhe. Aber es kam kein Wind.

Still, sagte Elisabeth, mich dünkt, ich hörte sie sprechen. Rufe einmal dahinunter.

Reinhardt rief durch die hohle Hand: Kommt hierher! — Hierher! rief es zurück.

Sie antworten! sagte Elisabeth und klatschte in die Hände.

Nein, es war nichts, es war nur der Wiederhall.

Elisabeth faßte Reinhardts Hand. Mir graut! sagte sie.

Nein, sagte Reinhardt, das muß es nicht. Hier ist es prächtig. Setz dich dort in den Schatten zwischen die Kräuter. Laß uns eine Weile ausruhen: wir finden die Andern schon.

Elisabeth setzte sich unter eine überhängende Buche

und lauſchte aufmerkſam nach allen Seiten; Reinhardt ſaß einige Schritte davon auf einem Baumſtumpf und ſah ſchweigend nach ihr hinüber. Die Sonne ſtand gerade über ihnen; es war glühende Mittagshitze; kleine goldglänzende, ſtahlblaue Fliegen ſtanden flügelſchwingend in der Luft; rings um ſie her ein feines Schwirren und Summen, und manchmal hörte man tief im Walde das Hämmern der Spechte und das Kreiſchen der andern Waldvögel.

Horch, ſagte Eliſabeth, es läutet.

Wo? fragte Reinhardt.

Hinter uns. Hörſt du? Es iſt Mittag.

Dann liegt hinter uns die Stadt; und wenn wir in dieſer Richtung gerade durchgehen, ſo müſſen wir die Andern treffen.

So traten ſie ihren Rückweg an; das Erdbeerenſuchen hatten ſie aufgegeben, denn Eliſabeth war müde geworden. Endlich klang zwiſchen den Bäumen hindurch das Lachen der Geſellſchaft; dann ſahen ſie auch ein weißes Tuch am Boden ſchimmern, das war die Tafel, und darauf ſtanden Erdbeeren in Hülle und Fülle. Der alte Herr hatte eine Serviette im Knopfloch und hielt den Jungen die Fortſetzung ſei-

ner moraliſchen Reden, während er eifrig an einem Braten herumtranchirte.

Da ſind die Nachzügler, riefen die Jungen, als ſie Reinhardt und Eliſabeth durch die Bäume kommen ſahen.

Hierher! rief der alte Herr, Tücher ausgeleert, Hüte umgekehrt! Nun zeigt her, was ihr gefunden habt.

Hunger und Durſt! ſagte Reinhardt.

Wenn das Alles iſt, erwiderte der Alte, und hob ihnen die volle Schüſſel entgegen, ſo müßt ihr es auch behalten. Ihr kennt die Abrede; hier werden keine Müßiggänger gefüttert.

Endlich ließ er ſich aber doch erbitten, und nun wurde Tafel gehalten; dazu ſchlug die Droſſel aus den Wachholderbüſchen.

So ging der Tag hin. — Reinhardt hatte aber doch etwas gefunden; waren es keine Erdbeeren, ſo war es doch auch im Walde gewachſen. Als er nach Hauſe gekommen war, ſchrieb er in ſeinen alten Pergamentband:

Hier an der Bergeshalde
Verſtummet ganz der Wind;
Die Zweige hängen nieder,
Darunter ſitzt das Kind.

Sie ſitzt in Thymiane,
Sie ſitzt in lauter Duft;
Die blauen Fliegen ſummen
Und blitzen durch die Luft.

Es ſteht der Wald ſo ſchweigend,
Sie ſchaut ſo klug darein;
Um ihre braunen Locken
Hinflicht der Sonnenſchein.

Der Kuckuck lacht von ferne,
Es geht mir durch den Sinn:
Sie hat die goldnen Augen
Der Waldeskönigin.

So war ſie nicht allein ſein Schützling; ſie war ihm auch der Ausdruck für alles Liebliche und Wunderbare ſeines aufgehenden Lebens.

Da ſtand das Kind am Wege.

Weihnachtabend kam heran. — Es war noch Nachmittags, als Reinhardt mit andern Studenten im Rathskeller am alten Eichentiſch zuſammen ſaß. Die Lampen an den Wänden waren angezündet, denn hier unten dämmerte es ſchon; aber die Gäſte waren ſparſam verſammelt, die Kellner lehnten müßig an den Mauerpfeilern. In einem Winkel des Gewölbes ſaßen ein Geigenſpieler und ein Zittermädchen mit

seinen zigeunerhaften Zügen; sie hatten ihre Instrumente auf dem Schooß liegen und schienen theilnahmlos vor sich hin zu sehen.

Am Studententische knallte ein Champagnerpfropfen. Trinke, mein böhmisch Liebchen! rief ein junger Mann von junkerhaftem Aeußern, indem er ein volles Glas zu dem Mädchen hinüberreichte.

Ich mag nicht, sagte sie, ohne ihre Stellung zu verändern.

So singe! rief der Junker, und warf ihr eine Silbermünze in den Schooß. Das Mädchen strich sich langsam mit den Fingern durch ihr schwarzes Haar, während der Geigenspieler ihr ins Ohr flüsterte; aber sie warf den Kopf zurück, und stützte das Kinn auf ihre Zitter. Für den spiel' ich nicht, sagte sie.

Reinhardt sprang mit dem Glase in der Hand auf, und stellte sich vor sie. Was willst du? fragte sie trotzig.

Deine Augen sehn.

Was gehn dich meine Augen an?

Reinhardt sah funkelnd auf sie nieder. Ich weiß wohl, sie sind falsch! — Sie legte ihre Wange in die flache Hand, und sah ihn lauernd an. Reinhardt hob

sein Glas an den Mund. Auf deine schönen, sündhaften Augen! sagte er, und trank.

Sie lachte, und warf den Kopf herum. Gieb! sagte sie, und indem sie ihre schwarzen Augen in die seinen heftete, trank sie langsam den Rest. Dann griff sie einen Dreiklang und sang mit tiefer leidenschaftlicher Stimme:

Heute, nur heute
Bin ich so schön;
Morgen, ach morgen
Muß Alles vergehn!
Nur diese Stunde
Bist du noch mein,
Sterben, ach sterben
Soll ich allein.

Während der Geigenspieler in raschem Tempo das Nachspiel einsetzte, gesellte sich ein neuer Ankömmling zu der Gruppe.

Ich wollte dich abholen, Reinhardt; sagte er. Du warst schon fort; aber das Christkind war bei dir eingekehrt.

Das Christkind? sagte Reinhardt, das kommt nicht mehr zu mir.

Ei was! Dein ganzes Zimmer roch nach Tannenbaum und braunen Kuchen.

Reinhardt ſetzte das Glas aus der Hand und griff nach ſeiner Mütze.

Was willſt du? fragte das Mädchen.

Ich komme ſchon wieder.

Sie runzelte die Stirn. Bleib! rief ſie leiſe, und ſah ihn vertraulich an.

Reinhardt zögerte. Ich kann nicht, ſagte er.

Sie ſtieß ihn lachend mit der Fußſpitze. Geh! ſagte ſie. Du taugſt nichts; ihr taugt alle mit einander nichts. Und während ſie ſich abwandte, ſtieg Reinhardt langſam die Kellertreppe hinauf.

Draußen auf der Straße war es tiefe Dämmerung; er fühlte die friſche Winterluft an ſeiner heißen Stirn. Hie und da fiel der helle Schein eines brennenden Tannenbaums aus den Fenſtern, dann und wann hörte man von drinnen das Geräuſch von kleinen Pfeifen und Blechtrompeten und dazwiſchen jubelnde Kinderſtimmen. Schaaren von Bettelkindern gingen von Haus zu Haus, oder ſtiegen auf die Treppengeländer und ſuchten durch die Fenſter einen Blick in die verſagte Herrlichkeit zu gewinnen. Mitunter wurde auch eine Thür plötzlich aufgeriſſen und ſcheltende Stimmen trieben einen ganzen Schwarm ſolcher

kleinen Gäste aus dem hellen Hause auf die dunkle Gasse hinaus; anderswo wurde auf dem Hausflur ein altes Weihnachtslied gesungen; es waren klare Mädchenstimmen darunter. Reinhardt hörte sie nicht, er ging rasch an Allem vorüber, aus einer Straße in die andre. Als er an seine Wohnung gekommen, war es fast völlig dunkel geworden; er stolperte die Treppe hinauf und trat in seine Stube. Ein süßer Duft schlug ihm entgegen; das heimelte ihn an, das roch wie zu Haus der Mutter Weihnachtsstube. Mit zitternder Hand zündete er sein Licht an; da lag ein mächtiges Packet auf dem Tisch, und als er es öffnete, fielen die wohlbekannten braunen Festkuchen heraus; auf einigen waren die Anfangsbuchstaben seines Namens in Zucker ausgestreut; das konnte Niemand anders als Elisabeth gethan haben. Dann kam ein Päckchen mit feiner gestickter Wäsche zum Vorschein, Tücher und Manschetten, zuletzt Briefe von der Mutter und von Elisabeth. Reinhardt öffnete zuerst den letzteren; Elisabeth schrieb:

Die schönen Zuckerbuchstaben können dir wohl erzählen, wer bei den Kuchen mitgeholfen hat; dieselbe Person hat die Manschetten für dich gestickt.

Bei uns wird es nun Weihnachtabend ſehr ſtill werden; meine Mutter ſtellt immer ſchon um halb zehn ihr Spinnrad in die Ecke; es iſt gar ſo einſam dieſen Winter, wo du nicht hier biſt. Nun iſt auch vorigen Sonntag der Hänfling geſtorben, den du mir geſchenkt hatteſt; ich habe ſehr geweint, aber ich hab' ihn doch immer gut gewartet. Der ſang ſonſt immer Nachmittags, wenn die Sonne auf ſein Bauer ſchien; du weißt, die Mutter hing oft ein Tuch über, um ihn zu geſchweigen, wenn er ſo recht aus Kräften ſang. Da iſt es nun noch ſtiller in der Kammer, nur daß dein alter Freund Erich uns jetzt mitunter beſucht. Du ſagteſt einmal, er ſähe ſeinem braunen Ueberreck ähnlich. Daran muß ich nun immer denken, wenn er zur Thür hereinkommt, und es iſt gar zu komiſch; ſag' es aber nicht zur Mutter, ſie wird dann leicht verdrießlich. — Rath', was ich deiner Mutter zu Weihnachten ſchenke! Du räthſt es nicht? Mich ſelber! Der Erich zeichnet mich in ſchwarzer Kreide; ich habe ihm ſchon drei Mal ſitzen müſſen, jedes Mal eine ganze Stunde. Es war mir recht zuwider, daß der fremde Menſch mein Geſicht ſo auswendig

lernte. Ich wollte auch nicht, aber die Mutter redete mir zu; ſie ſagte: es würde der guten Frau Werner eine gar große Freude machen.

Aber du hältſt nicht Wort, Reinhardt. Du haſt keine Märchen geſchickt. Ich habe dich oft bei deiner Mutter verklagt; ſie ſagt dann immer, du habeſt jetzt mehr zu thun, als ſolche Kindereien. Ich glaub' es aber nicht; es iſt wohl anders.

Nun las Reinhardt auch den Brief ſeiner Mutter, und als er beide Briefe geleſen und langſam wieder zuſammengefaltet und weggelegt hatte, überfiel ihn unerbittliches Heimweh. Er ging eine Zeit lang in ſeinem Zimmer auf und nieder: er ſprach leiſe und dann halbverſtändlich zu ſich ſelbſt:

Er wäre faſt verirret
Und wußte nicht hinaus;
Da ſtand das Kind am Wege
Und winkte ihm nach Haus!

Dann trat er an ſein Pult, nahm einiges Geld heraus, und ging wieder auf die Straße hinab. — Hier war es mittlerweile ſtiller geworden; die Weihnachtsbäume waren ausgebrannt, die Umzüge der Kinder hatten aufgehört. Der Wind fegte durch die einſamen

Straßen; Alte und Junge ſaßen in ihren Häuſern familienweiſe zuſammen; der zweite Abſchnitt des Weihnachtsabends hatte begonnen. —

Als Reinhardt in die Nähe des Rathskellers kam, hörte er aus der Tiefe herauf Geigenſtrich und den Geſang des Zittermädchens; nun klingelte unten die Kellerthür, und eine dunkle Geſtalt ſchwankte die breite, matt erleuchtete Treppe herauf. Reinhardt trat in den Häuſerſchatten, und ging dann raſch vorüber. Nach einer Weile erreichte er den erleuchteten Laden eines Juweliers; und nachdem er hier ein kleines Kreuz von rothen Korallen eingehandelt hatte, ging er auf demſelben Wege, den er gekommen war, wieder zurück.

Nicht weit von ſeiner Wohnung bemerkte er ein kleines, in klägliche Lumpen gehülltes Mädchen an einer hohen Hausthür ſtehen, in vergeblicher Bemühung ſie zu öffnen. Soll ich dir helfen? ſagte er. Das Kind erwiderte nichts, ließ aber die ſchwere Thürklinke fahren. Reinhardt hatte ſchon die Thür geöffnet. Nein, ſagte er, ſie könnten dich hinausjagen; komm mit mir! Ich will dir Weihnachtskuchen geben. Dann machte er die Thür wieder zu und

faßte das kleine Mädchen an der Hand, das ſtillſchweigend mit ihm in ſeine Wohnung ging.

Er hatte das Licht beim Weggehen brennen laſſen. Hier haſt du Kuchen; ſagte er, und gab ihr die Hälfte ſeines ganzen Schatzes in ihre Schürze, nur keine mit den Zuckerbuchſtaben. Nun geh nach Haus und gieb deiner Mutter auch davon. Das Kind ſah mit einem ſcheuen Blick zu ihm hinauf; es ſchien ſolcher Freundlichkeit ungewohnt und nichts darauf erwidern zu können. Reinhardt machte die Thür auf und leuchtete ihr, und nun flog die Kleine wie ein Vogel mit ihren Kuchen die Treppe hinab und zum Hauſe hinaus.

Reinhardt ſchürte das Feuer in ſeinem Ofen an und ſtellte das beſtaubte Dintenfaß auf ſeinen Tiſch; dann ſetzte er ſich hin und ſchrieb, und ſchrieb die ganze Nacht Briefe an ſeine Mutter, an Eliſabeth. Der Reſt der Weihnachtskuchen lag unberührt neben ihm; aber die Manſchetten von Eliſabeth hatte er angeknüpft, was ſich gar wunderlich zu ſeinem weißen Flaußreck ausnahm. So ſaß er noch, als die Winterſonne auf die gefrorenen Fenſterſcheiben fiel und ihm gegenüber im Spiegel ein blaſſes, ernſtes Antlitz zeigte.

Daheim.

Als es Oſtern geworden war, reiſte Reinhardt in die Heimath. Am Morgen nach ſeiner Ankunft ging er zu Eliſabeth. Wie groß du geworden biſt, ſagte er, als das ſchöne ſchmächtige Mädchen ihm lächelnd entgegenkam. Sie erröthete, aber ſie erwiderte nichts; ihre Hand, die er beim Willkommen in die ſeine genommen, ſuchte ſie ihm ſanft zu entziehen. Er ſah ſie zweifelnd an, das hatte ſie früher nicht gethan; nun war es, als trete etwas Fremdes zwiſchen ſie. — Das blieb auch, als er ſchon länger da geweſen, und als er Tag für Tag immer wiedergekommen war. Wenn ſie allein zuſammen ſaßen, entſtanden Pauſen, die ihm peinlich waren und denen er dann ängſtlich zuvorzukommen ſuchte. Um während der Ferienzeit eine beſtimmte Unterhaltung zu haben, fing er an Eliſabeth in der Botanik zu unterrichten, womit er ſich in den erſten Monaten ſeines Univerſitätslebens angelegentlich beſchäftigt hatte. Eliſabeth, die ihm in Allem zu folgen gewohnt und überdies lehrhaft war, ging bereitwillig darauf ein. Nun wurden mehrere Male in der Woche Excurſionen ins Feld oder

in die Haiden gemacht, und hatten ſie dann Mittags die grüne Botaniſirkapſel voll Kraut und Blumen nach Hauſe gebracht, ſo kam Reinhardt einige Stunden ſpäter wieder, um mit Eliſabeth den gemeinſchaftlichen Fund zu theilen.

In ſolcher Abſicht trat er eines Nachmittags ins Zimmer, als Eliſabeth am Fenſter ſtand und ein vergoldetes Vogelbauer, das er ſonſt nicht dort geſehen, mit friſchem Hühnerſchwarm beſteckte. Im Bauer ſaß ein Kanarienvogel, der mit den Flügeln ſchlug und kreiſchend nach Eliſabeths Finger pickte. Sonſt hatte Reinhardts Vogel an dieſer Stelle gehangen. Hat mein armer Hänfling ſich nach ſeinem Tode in einen Goldfinken verwandelt? fragte er heiter.

Das pflegen die Hänflinge nicht; ſagte die Mutter, welche ſpinnend im Lehnſtuhl ſaß. Ihr Freund Erich hat ihn heut Mittag für Eliſabeth von ſeinem Hofe hereingeſchickt.

Von welchem Hofe?

Das wiſſen Sie nicht?

Was denn?

Daß Erich ſeit einem Monat den zweiten Hof ſeines Vaters am Immenſee angetreten hat?

Aber Sie haben mir kein Wort davon gesagt.

Ei, sagte die Mutter, Sie haben sich auch noch mit keinem Worte nach Ihrem Freunde erkundigt. Er ist ein gar lieber, verständiger junger Mann.

Die Mutter ging hinaus, um den Kaffee zu besorgen; Elisabeth hatte Reinhardt den Rücken zugewandt und war noch mit dem Bau ihrer kleinen Laube beschäftigt. Bitte, nur ein kleines Veilchen; sagte sie, gleich bin ich fertig. — Da Reinhardt wider seine Gewohnheit nicht antwortete, so wandte sie sich um. In seinen Augen lag ein plötzlicher Ausdruck von Kummer, den sie nie darin gewahrt hatte. Was fehlt dir, Reinhardt? fragte sie, indem sie nahe zu ihm trat.

Mir? sagte er gedankenlos und ließ seine Augen träumerisch in den ihren ruhen.

Du siehst so traurig aus.

Elisabeth, sagte er, ich kann den gelben Vogel nicht leiden.

Sie sah ihn staunend an; sie verstand ihn nicht. Du bist so sonderbar; sagte sie.

Er nahm ihre beiden Hände, die sie ruhig in den seinen ließ. Bald trat die Mutter wieder herein.

Nach dem Kaffee setzte diese sich an ihr Spinnrad;

Reinhardt und Eliſabeth gingen ins Nebenzimmer, um ihre Pflanzen zu ordnen. Nun wurden Staubfäden gezählt, Blätter und Blüthen ſorgfältig ausgebreitet und von jeder Art zwei Exemplare zum Trocknen zwiſchen die Blätter eines großen Folianten gelegt. Es war ſonnige Nachmittagsſtille; nur neben an ſchnurrte der Mutter Spinnrad und von Zeit zu Zeit wurde Reinhardts gedämpfte Stimme gehört, wenn er die Ordnungen der Klaſſen der Pflanzen nannte oder Eliſabeths ungeſchickte Ausſprache der lateiniſchen Namen corrigirte.

Mir fehlt noch von neulich die Maiblume; ſagte ſie jetzt, als der ganze Fund beſtimmt und geordnet war.

Reinhardt zog einen kleinen weißen Pergamentband aus der Taſche. Hier iſt ein Maiblumenſtengel für dich; ſagte er, indem er die halbgetrocknete Pflanze herausnahm.

Als Eliſabeth die beſchriebenen Blätter ſah, fragte ſie: Haſt du wieder Märchen gedichtet?

Es ſind keine Märchen; antwortete er, und reichte ihr das Buch.

Es waren lauter Verſe, die meiſten füllten höchſtens eine Seite. Eliſabeth wandte ein Blatt nach dem

andern um; ſie ſchien nur die Ueberſchriften zu leſen. „Als ſie vom Schulmeiſter geſcholten war. Als ſie ſich im Walde verirrt hatten. Mit den Oſtermärchen. Als ſie mir zum erſten Mal geſchrieben hatte“; in der Weiſe lauteten faſt alle. Reinhardt blickte forſchend zu ihr hin, und indem ſie immer weiter blätterte, ſah er, wie zuletzt auf ihrem klaren Antlitz ein zartes Roth hervorbrach und es allmählig ganz überzog. Er wollte ihre Augen ſehen; aber Eliſabeth ſah nicht auf, und legte das Buch am Ende ſchweigend vor ihn hin.

Gieb es mir nicht ſo zurück! ſagte er.

Sie nahm ein braunes Reis aus der Blechkapſel. Ich will dein Lieblingskraut hineinlegen; ſagte ſie, und gab ihm das Buch in ſeine Hände. — —

Endlich kam der letzte Tag der Ferienzeit und der Morgen der Abreiſe. Auf ihre Bitte erhielt Eliſabeth von der Mutter die Erlaubniß, ihren Freund an den Poſtwagen zu begleiten, der einige Straßen von ihrer Wohnung ſeine Station hatte. Als ſie vor die Hausthür traten, gab Reinhardt ihr den Arm; ſo ging er ſchweigend neben dem ſchlanken Mädchen her. Je näher ſie ihrem Ziele kamen, deſto mehr war es ihm, er habe ihr, ehe er auf ſo lange Abſchied nehme, etwas

Nothwendiges mitzutheilen, etwas, wovon aller Werth und alle Lieblichkeit ſeines künftigen Lebens abhänge, und doch konnte er ſich des erlöſenden Wortes nicht bewußt werden. Das ängſtigte ihn; er ging immer langſamer.

Du kommſt zu ſpät; ſagte ſie, es hat ſchon zehn geſchlagen auf St. Marien.

Er ging aber darum nicht ſchneller. Endlich ſagte er ſtammelnd: Eliſabeth, du wirſt mich nun in zwei Jahren gar nicht ſehen — — wirſt du mich wohl noch eben ſo lieb haben wie jetzt, wenn ich wieder da bin?

Sie nickte, und ſah ihm freundlich ins Geſicht. — Ich habe dich auch vertheidigt; ſagte ſie nach einer Pauſe.

Mich? Gegen wen hatteſt du das nöthig?

Gegen meine Mutter. Wir ſprachen geſtern Abend, als du weggegangen warſt, noch lange über dich. Sie meinte, du ſeiſt nicht mehr ſo gut, wie du geweſen.

Reinhardt ſchwieg einen Augenblick; dann aber nahm er ihre Hand in die ſeine, und indem er ihr ernſt in ihre Kinderaugen blickte, ſagte er: Ich bin noch eben ſo gut, wie ich geweſen bin; glaube du das nur feſt! Glaubſt du es, Eliſabeth?

Ja, ſagte ſie. Er ließ ihre Hand los und ging raſch mit ihr durch die letzte Straße. Je näher ihm der Abſchied kam, deſto freudiger ward ſein Geſicht; er ging ihr faſt zu ſchnell.

Was haſt du, Reinhardt? fragte ſie.

Ich habe ein Geheimniß, ein ſchönes! ſagte er, und ſah ſie mit leuchtenden Augen an. Wenn ich nach zwei Jahren wieder da bin, dann ſollſt du es erfahren.

Mittlerweile hatten ſie den Poſtwagen erreicht; es war noch eben Zeit genug. Noch einmal nahm Reinhardt ihre Hand. Leb' wohl! ſagte er, leb' wohl, Eliſabeth. Vergiß es nicht.

Sie ſchüttelte mit dem Kopf. Leb' wohl! ſagte ſie. Reinhardt ſtieg hinein, und die Pferde zogen an. Als der Wagen um die Straßenecke rollte, ſah er noch einmal ihre liebe Geſtalt, wie ſie langſam den Weg zurückging.

Ein Brief.

Faſt zwei Jahre nachher ſaß Reinhardt vor ſeiner Lampe zwiſchen Büchern und Papieren in Erwartung eines Freundes, mit welchem er gemeinſchaftliche Studien übte. Man kam die Treppe herauf. Herein! —

Es war die Wirthin. Ein Brief für Sie, Herr Werner! Dann entfernte sie sich wieder.

Reinhardt hatte seit seinem Besuch in der Heimath nicht an Elisabeth geschrieben und von ihr keinen Brief mehr erhalten. Auch dieser war nicht von ihr; es war die Hand seiner Mutter. Reinhardt brach und las, und bald las er Folgendes:

In deinem Alter, mein liebes Kind, hat noch fast jedes Jahr sein eigenes Gesicht: denn die Jugend läßt sich nicht ärmer machen. Hier ist auch Manches anders geworden, was dir wohl erstan weh thun wird, wenn ich dich sonst recht verstanden habe. Erich hat sich gestern endlich das Jawort von Elisabeth geholt, nachdem er in dem letzten Vierteljahr zweimal vergebens angefragt hatte. Sie hat sich immer nicht dazu entschließen können; nun hat sie es endlich doch gethan; sie ist auch noch gar so jung. Die Hochzeit soll bald sein, und die Mutter wird dann mit ihnen fortgehen.

Immenſee.

Wiederum waren Jahre vorüber. — Auf einem abwärts führenden ſchattigen Waldwege wanderte an einem warmen Frühlingsnachmittage ein junger Mann mit kräftigem, gebräuntem Antlitz. Mit ſeinen ernſten grauen Augen ſah er geſpannt in die Ferne, als erwarte er endlich eine Veränderung des einförmigen Weges, die jedoch immer nicht eintreten wollte. Endlich kam ein Karrenfuhrwerk langſam von unten herauf. Holla! guter Freund, rief der Wanderer dem nebengehenden Bauer zu, geht's hier recht nach Immenſee?

Immer gerad' aus; antwortete der Mann, und rückte an ſeinem Rundhute.

Hat's denn noch weit bis dahin?

Der Herr iſt nicht davor. Keine halbe Pfeif' Toback, ſo haben's den See; das Herrenhaus liegt hart daran.

Der Bauer fuhr vorüber; der Andere ging eiliger unter den Bäumen entlang. Nach einer Viertelſtunde hörte ihm zur Linken plötzlich der Schatten auf; der Weg führte an einem Abhang, aus dem die Gipfel hundertjähriger Eichen nur kaum hervorragten. Ueber

ſie hinweg öffnete ſich eine weite, ſonnige Landſchaft. Tief unten lag der See, ruhig, dunkelblau, faſt ringsum von grünen, ſonnbeſchienenen Wäldern umgeben, nur an einer Stelle traten ſie auseinander und gewährten eine tiefe Fernſicht, bis auch dieſe durch blaue Berge geſchloſſen wurde. Quer gegenüber, mitten in dem grünen Laub der Wälder, lag es wie Schnee darüber her; das waren blühende Obſtbäume, und daraus hervor auf dem hohen Ufer erhob ſich das Herrenhaus, weiß mit rothen Ziegeln. Ein Storch flog vom Schornſtein auf und kreiſte langſam über dem Waſſer. — Immenſee! rief der Wanderer. Es war faſt, als hätte er jetzt das Ziel ſeiner Reiſe erreicht; [illegible]er ſtand unbeweglich, und ſah über die Gipfel der Bäume zu ſeinen Füßen hinüber an's andre Ufer, wo das Spiegelbild des Herrenhauſes leiſe ſchaukelnd auf dem Waſſer ſchwamm. Dann ſetzte er plötzlich ſeinen Weg fort.

Es ging jetzt faſt ſteil den Berg hinab, ſo daß die untenſtehenden Bäume wieder Schatten gewährten, zugleich aber die Ausſicht auf den See verdeckten, der nur zuweilen zwiſchen den Lücken der Zweige hindurchblitzte. Bald ging es wieder ſanft empor, und

nun verſchwand rechts und links die Holzung; ſtatt deſſen ſtreckten ſich dichtbelaubte Weinhügel am Wege entlang; zu beiden Seiten deſſelben ſtanden blühende Obſtbäume voll ſummender, wählender Bienen. Ein ſtattlicher Mann in braunem Ueberrock kam dem Wanderer entgegen. Als er ihn faſt erreicht hatte, ſchwenkte er ſeine Mütze und rief mit heller Stimme: Willkommen, willkommen, Bruder Reinhardt! Willkommen auf Gut Immenſee!

Gott grüß dich, Erich, und Dank für dein Willkommen! rief ihm der Andre entgegen.

Dann waren ſie zu einander gekommen und reichten ſich die Hände. Biſt du es denn aber auch? ſagte Erich, als er ſo nahe in das ernſte Geſicht des alten Schulkameraden ſah.

Freilich bin ich's, Erich, und du biſt es auch; nur ſiehſt du noch faſt heiterer aus, als du ſchon ſonſt immer gethan haſt.

Ein frohes Lächeln machte Erichs einfache Züge bei dieſen Worten noch um Vieles heiterer. Ja, Bruder Reinhardt, ſagte er, dieſem noch einmal ſeine Hand reichend, ich habe aber auch ſeitdem das große Loos gezogen; du weißt es ja. Dann rieb er ſich die Hände

und rief vergnügt: Das wird eine Ueberraſchung! Den erwartet ſie nicht, in alle Ewigkeit nicht!

Eine Ueberraſchung? fragte Reinhardt. Für wen denn?

Für Eliſabeth.

Eliſabeth! Du haſt ihr nicht von meinem Beſuch geſagt?

Kein Wort, Bruder Reinhardt: ſie denkt nicht an dich, die Mutter auch nicht. Ich hab' dich ganz im Geheim verſchrieben, damit die Freude deſto größer ſei. Du weißt, ich hatte immer ſo meine ſtillen Plänchen.

Reinhardt wurde nachdenklich; der Athem ſchien ihm ſchwer zu werden, je näher ſie dem Hofe kamen. An der linken Seite des Weges hörten nun auch die Weingärten auf und machten einem weitläuftigen Küchengarten Platz, der ſich bis faſt an das Ufer des Sees hinzog. Der Storch hatte ſich mittlerweile niedergelaſſen, und ſpazierte gravitätiſch zwiſchen den Gemüſebeeten umher. Hollah! rief Erich, in die Hände klatſchend, ſtiehlt mir der hochbeinige Aegypter ſchon wieder meine kurzen Erbſenſtangen! Der Vogel erhob ſich langſam, und flog auf das Dach eines neuen Gebäudes, das am Ende des Küchengartens lag und

deſſen Mauern mit aufgebundenen Pfirſich- und Aprikoſenbäumen überzweigt waren. Das iſt die Spritfabrik, ſagte Erich; ich habe ſie erſt vor zwei Jahren angelegt. Die Wirthſchaftsgebäude hat mein Vater ſelig neu aufſetzen laſſen; das Wohnhaus iſt ſchon von meinem Großvater gebaut worden. So kommt man immer ein Bischen weiter.

Sie waren bei dieſen Worten auf einen geräumigen Platz gekommen, der an den Seiten durch die ländlichen Wirthſchaftsgebäude, im Hintergrunde durch das Herrenhaus begränzt wurde, an deſſen beide Flügel ſich eine hohe Gartenmauer anſchloß; hinter dieſer ſah man die Züge dunkler Taxuswände, und hin und wieder ließen Syringenbäume ihre blühenden Zweige in den Hofraum hinunterhängen. Männer mit ſonnen- und arbeitsheißen Geſichtern gingen über den Platz und grüßten die Freunde, während Erich dem einen und dem andern einen Auftrag oder eine Frage über ihr Tagewerk entgegenrief. — Dann hatten ſie das Haus erreicht. Ein hoher, kühler Hausflur nahm ſie auf, an deren Ende ſie links in einen etwas dunkleren Seitengang einbogen. Hier öffnete Erich eine Thür, und ſie traten in einen geräumigen Garten-

saal, der durch das Laubgedränge, welches die gegenüber liegenden Fenster bedeckte, zu beiden Seiten mit grüner Dämmerung erfüllt war; zwischen diesen aber ließen zwei hohe, weit geöffnete Flügelthüren den vollen Glanz der Frühlingssonne hereinfallen, und gewährten die Aussicht in einen Garten mit gezirkelten Blumenbeeten und hohen steilen Laubwänden, getheilt durch einen geraden breiten Gang, durch welchen man auf den See und weiter auf die gegenüberliegenden Wälder hinaussah. Als die Freunde hineintraten, trug die Zugluft ihnen einen Strom von Duft entgegen.

Auf einer Terrasse vor der Gartenthür saß eine weiße, mädchenhafte Frauengestalt. Sie stand auf und ging den Eintretenden entgegen; aber auf halbem Wege blieb sie wie eingewurzelt stehen, und starrte den Fremden unbeweglich an. Er streckte ihr lächelnd die Hand entgegen. Reinhardt! rief sie, Reinhardt! Mein Gott, du bist es! — Wir haben uns lange nicht gesehen.

Lange nicht, sagte er, und konnte nichts weiter sagen; denn als er ihre Stimme hörte, fühlte er einen feinen körperlichen Schmerz am Herzen, und wie er

zu ihr aufblickte, ſtand ſie vor ihm, dieſelbe leichte zärtliche Geſtalt, der er vor Jahren in ſeiner Vaterſtadt Lebewohl geſagt hatte.

Erich war mit freudeſtrahlendem Antlitz an der Thür zurückgeblieben. Nun Eliſabeth? ſagte er, Welt! den hätteſt du nicht erwartet, den in alle Ewigkeit nicht!

Eliſabeth ſah ihn mit ſchweſterlichen Augen an. Du biſt ſo gut, Erich! ſagte ſie.

Er nahm ihre ſchmale Hand liebkoſend in die ſeinen. Und nun wir ihn haben, ſagte er, nun laſſen wir ihn ſobald nicht wieder los. Er iſt ſo lange draußen geweſen; wir wollen ihn wieder heimiſch machen. Schau nur, wie fremd und vornehm er ausſehen worden iſt.

Ein ſcheuer Blick Eliſabeths ſtreifte Reinhardts Antlitz. Es iſt nur die Zeit, die wir nicht beiſammen waren; ſagte er.

In dieſem Augenblick kam die Mutter, mit einem Schlüſſelkorbchen am Arm, zur Thüre herein. Herr Werner! ſagte ſie, als ſie Reinhardt erblickte; ei, ein eben ſo lieber als unerwarteter Gaſt. — Und nun ging die Unterhaltung in Fragen und Antworten ihren ebenen Tritt. Die Frauen ſetzten ſich zu ihrer Arbeit, und während Reinhardt die für ihn bereiteten Erfri-

ſchungen genes, hatte Erich ſeinen ſoliden Meerſchaumkopf angebrannt, und ſaß dampfend und discourirend an ſeiner Seite.

Am andern Tage mußte Reinhardt mit ihm hinaus: auf die Aecker, in die Weinberge, in den Hopfengarten, in die Spritfabrik. Es war Alles wohl beſtellt; die Leute, welche auf dem Felde und bei den Keſſeln arbeiteten, hatten alle ein geſundes und zufriedenes Ausſehen. Zu Mittag kam die Familie im Gartenſaal zuſammen, und der Tag wurde dann, je nach der Muße der Wirthe, mehr oder minder gemeinſchaftlich verlebt. Nur die Stunden vor dem Abendeſſen, wie die erſten des Vormittags, blieb Reinhardt arbeitend auf ſeinem Zimmer. Er hatte ſeit Jahren, wo er deren habhaft werden konnte, die im Volke lebenden Reime und Lieder geſammelt, und ging nun daran ſeinen Schatz zu ordnen und wo möglich mit neuen Aufzeichnungen aus der Umgegend zu vermehren. — Eliſabeth war zu allen Zeiten ſanft und freundlich; Erichs immer gleichbleibende Aufmerkſamkeit nahm ſie mit einer faſt demüthigen Dankbarkeit auf, und Reinhardt dachte mitunter, das heitere Kind von ehedem habe wohl eine weniger ſtille Frau verſprochen.

Seit dem zweiten Tage ſeines Hierſeins pflegte er Abends einen Spaziergang an dem Ufer des Sees zu machen. Der Weg führte hart unter dem Garten vorbei. Am Ende deſſelben, einer vorſpringenden Cuppe, ſtand eine Bank unter hohen Birken; die Mutter hatte ſie die Abendbank getauft, weil der Platz gegen Abend lag und des Sonnenuntergangs halber um dieſe Zeit am meiſten benutzt wurde. — Von einem Spaziergange auf dieſem Wege kehrte Reinhardt eines Abends zurück, als er vom Regen überraſcht wurde. Er ſuchte Schutz unter einer am Waſſer ſtehenden Linde; aber die ſchweren Tropfen ſchlugen bald durch die Blätter. Durchnäßt, wie er war, ergab er ſich darein und ſetzte langſam ſeinen Rückweg fort. Es war faſt dunkel; der Regen fiel immer dichter. Als er ſich der Abendbank näherte, glaubte er zwiſchen den ſchimmernden Birkenſtämmen eine weiße Frauengeſtalt zu unterſcheiden. Sie ſtand unbeweglich und, wie er beim Näherkommen zu erkennen meinte, zu ihm hingewandt, als wenn ſie jemanden erwarte. Er glaubte, es ſei Eliſabeth. Als er aber raſcher zuſchritt, um ſie zu erreichen und dann mit ihr zuſammen durch den Garten ins Haus zurückzukehren,

wandte ſie ſich langſam ab und verſchwand in die dunkeln Seitengänge. Er konnte das nicht reimen: er war aber faſt zornig auf Eliſabeth, und dennoch zweifelte er, ob ſie es geweſen ſei; aber er ſcheute ſich ſie danach zu fragen; ja, er ging bei ſeiner Rückkehr nicht in den Gartenſaal, nur um Eliſabeth nicht etwa durch die Gartenthür hereintreten zu ſehen.

Meine Mutter hat's gewollt.

Einige Tage nachher, es ging ſchon gegen Abend, ſaß die Familie, wie gewöhnlich um dieſe Zeit, im Gartenſaal zuſammen. Die Thüren ſtanden offen; die Sonne war ſchon hinter den Wäldern jenſeit des Sees.

Reinhardt wurde um die Mittheilung einiger Volkslieder gebeten, welche er am Nachmittage von einem auf dem Lande wohnenden Freunde geſchickt bekommen hatte. Er ging auf ſein Zimmer, und kam gleich darauf mit einer Papierrolle zurück, welche aus einzelnen ſauber geſchriebenen Blättern zu beſtehen ſchien.

Man ſetzte ſich an den Tiſch, Eliſabeth an Reinhardts Seite. Wir leſen auf gut Glück; ſagte er, ich habe ſie ſelber noch nicht durchgeſehen.

Eliſabeth rollte das Manuſcript auf. Hier ſind Noten; ſagte ſie, das mußt du ſingen, Reinhardt.

Und dieſer las nun zuerſt einige Tyroler Schnaderhüpferl, indem er beim Leſen je zuweilen die luſtige Melodie mit halber Stimme anklingen ließ. Eine allgemeine Heiterkeit bemächtigte ſich der kleinen Geſellſchaft. Wer hat doch aber die ſchönen Lieder gemacht? fragte Eliſabeth.

Ei, ſagte Erich, das hört man den Dingern ſchon an; Schneidergeſellen und Friſeure, und derlei luſtiges Geſindel.

Reinhardt ſagte: Sie werden gar nicht gemacht; ſie wachſen, ſie fallen aus der Luft, ſie fliegen über Land wie Mariengarn, hierhin und dorthin, und werden an tauſend Stellen zugleich geſungen. Unſer eigenſtes Thun und Leiden finden wir in dieſen Liedern; es iſt, als ob wir alle an ihnen mitgeholfen hätten.

Er nahm ein anderes Blatt: Ich ſtand auf hohen Bergen....

Das kenne ich! rief Eliſabeth. Stimme nur an, Reinhardt; ich will dir helfen. Und nun ſangen ſie jene Melodie, die ſo räthſelhaft iſt, daß man nicht glauben kann, ſie ſei von Menſchen erdacht worden;

Eliſabeth mit ihrer etwas verdeckten Altſtimme dem Tenor ſecondirend.

Die Mutter ſaß inzwiſchen emſig an ihrer Näherei, Erich hatte die Hände in einander gelegt und hörte andächtig zu. Als das Lied zu Ende war, legte Reinhardt das Blatt ſchweigend bei Seite. — Vom Ufer des Sees herauf kam durch die Abendſtille das Geläute der Heerdenglocken; ſie horchten unwillkürlich; da hörten ſie eine klare Knabenſtimme ſingen:

Ich ſtand auf hohen Bergen,
Und ſah ins tiefe Thal....

Reinhardt lächelte: Hört ihr es wohl? So geht's von Mund zu Mund.

Es wird oft in dieſer Gegend geſungen; ſagte Eliſabeth.

Ja, ſagte Erich, es iſt der Hirtenkaspar; er treibt die Starken heim.

Sie horchten noch eine Weile, bis das Geläute eben hinter den Wirthſchaftsgebäuden verſchwunden war. Das ſind Urtöne; ſagte Reinhardt, ſie ſchlafen in Waldesgründen; Gott weiß, wer ſie gefunden hat.

Er zog ein neues Blatt heraus.

Es war ſchon dunkler geworden; ein rother Abend-

ſchein lag wie Schaum auf den Wäldern jenſeit des Sees. Reinhardt rollte das Blatt auf, Eliſabeth legte an der einen Seite ihre Hand darauf, und ſah mit hinein. Dann las Reinhardt:

Meine Mutter hat's gewollt,
Den Andern ich nehmen ſollt',
Was ich zuvor beſeſſen.
Mein Herz ſollt' es vergeſſen;
Das hat es nicht gewollt.

Meine Mutter klag' ich an,
Sie hat nicht wohl gethan;
Was ſonſt in Ehren ſtünde,
Nun iſt es worden Sünde.
Was fang' ich an!

Nur all' mein Stolz und Freud'
Gewonnen hab' ich Leid.
Ach, wär' das nicht geſchehen,
Ach, könnt' ich heimlich gehen
Ueber die braune Haid!

Während des Leſens hatte Reinhardt ein unmerkliches Zittern des Papiers empfunden; als er zu Ende war, ſchob Eliſabeth leiſe ihren Stuhl zurück, und ging ſchweigend in den Garten hinab. Ein Blick der Mutter folgte ihr. Erich wollte nachgehen; doch die Mutter ſagte: Eliſabeth hat draußen zu thun. So unterblieb es.

Draußen aber legte ſich der Abend mehr und mehr über Garten und See, die Nachtſchmetterlinge ſchoſſen ſurrend an den offenen Thüren vorüber, durch welche der Duft der Blumen und Geſträuche immer ſtärker hereindrang; vom Waſſer herauf kam das Geſchrei der Fröſche, unter den Fenſtern ſchlug eine Nachtigall, tiefer im Garten eine andere; der Mond ſah über die Bäume. Reinhardt blickte noch eine Weile auf die Stelle, wo Eliſabeths feine Geſtalt zwiſchen den Laubgängen verſchwunden war; dann rollte er ſein Manuſcript zuſammen, grüßte die Anweſenden, und ging durchs Haus an das Waſſer hinab.

Die Wälder ſtanden ſchweigend und warfen ihr Dunkel weit auf den See hinaus, während die Mitte deſſelben in ſchwüler Mondesdämmerung lag. Mitunter ſchauerte ein leiſes Säuſeln durch die Bäume; aber es war kein Wind, es war nur das Athmen der Sommernacht. Reinhardt ging immer am Ufer entlang. Einen Steinwurf vom Lande konnte er eine weiße Waſſerlilie erkennen. Auf einmal wandelte ihn die Luſt an, ſie in der Nähe zu ſehen; er warf ſeine Kleider ab, und ſtieg ins Waſſer. Es war flach, ſcharfe Pflanzen und Steine ſchnitten ihn an den Füßen, und

er kam immer nicht in die zum Schwimmen nöthige Tiefe. Dann war es plötzlich unter ihm weg, die Waſſer quirlten über ihm zuſammen, und es dauerte eine Zeit lang, ehe er wieder auf die Oberfläche kam. Nun regte er Hand und Fuß und ſchwamm im Kreiſe umher, bis er ſich bewußt geworden, von wo er hineingegangen war. Bald ſah er auch die Lilie wieder; ſie lag einſam zwiſchen den großen blanken Blättern. — Er ſchwamm langſam hinaus, und hob mitunter die Arme aus dem Waſſer, daß die herabrieſelnden Tropfen im Mondlicht blitzten; aber es war, als ob die Entfernung zwiſchen ihm und der Blume dieſelbe bliebe; nur das Ufer lag, wenn er ſich umblickte, in immer ungewiſſerem Dufte hinter ihm. Er gab indeß ſein Unternehmen nicht auf, ſondern ſchwamm rüſtig in derſelben Richtung fort. Endlich war er der Blume ſo nahe gekommen, daß er die ſilbernen Blätter deutlich im Mondlicht unterſcheiden konnte; zugleich aber fühlte er ſich in einem Netze verſtrickt, die glatten Stengel langten vom Grunde herauf und rankten ſich an ſeine nackten Glieder. Das unbekannte Waſſer lag ſo ſchwarz um ihn her, hinter ſich hörte er das Springen eines Fiſches; es wurde ihm plötzlich ſo unheim-

lich in dem fremden Elemente, daß er mit Gewalt das Gestrick der Pflanzen zerriß, und in athemloser Hast dem Lande zuschwamm. Als er von hier auf den See zurückblickte, lag die Lilie wie zuvor fern und einsam über der dunkeln Tiefe. — Er kleidete sich an, und ging langsam nach Hause zurück. Als er aus dem Garten in den Saal trat, fand er Erich und die Mutter in den Vorbereitungen einer kleinen Geschäftsreise, welche am andern Tage vor sich gehen sollte.

Wo sind denn Sie so spät in der Nacht gewesen? rief ihm die Mutter entgegen.

Ich? erwiederte er; ich wollte die Wasserlilie besuchen; es ist aber nichts daraus geworden.

Das versteht wieder einmal kein Mensch! sagte Erich. Was Tausend hattest du denn mit der Wasserlilie zu thun?

Ich habe sie früher einmal gekannt, sagte Reinhardt; es ist aber schon lange her.

Elisabeth.

Am folgenden Nachmittag wanderten Reinhardt und Elisabeth jenseit des Sees bald durch die Hölzung, bald auf dem hohen vorspringenden Uferrande.

Eliſabeth hatte von Erich den Auftrag erhalten, während ſeiner und der Mutter Abweſenheit Reinhardt mit den ſchönſten Ausſichten der nächſten Umgegend, namentlich von der andern Uferſeite auf den Hof ſelber, bekannt zu machen. Nun gingen ſie von einem Punkt zum andern. Endlich wurde Eliſabeth müde, und ſetzte ſich in den Schatten überhängender Zweige. Reinhardt ſtand ihr gegenüber an einen Baumſtamm gelehnt; da hörte er tiefer im Walde den Kuckuck rufen, und es kam ihm plötzlich, dies Alles ſei ſchon einmal eben ſo geweſen. Er ſah ſie ſeltſam lächelnd an. Wollen wir Erdbeeren ſuchen? fragte er.

Es iſt keine Erdbeerenzeit, ſagte ſie.

Sie wird aber bald kommen.

Eliſabeth ſchüttelte ſchweigend den Kopf; dann ſtand ſie auf, und beide ſetzten ihre Wanderung fort; und wie ſie ſo an ſeiner Seite ging, wandte ſein Blick ſich immer wieder nach ihr hin; denn ſie ging ſchön, als wenn ſie von ihren Kleidern getragen würde. Er blieb oft unwillkürlich einen Schritt zurück, um ſie ganz und voll ins Auge faſſen zu können. So kamen ſie an einen freien, haidebewachſenen Platz mit einer weit ins Land reichenden Ausſicht. Reinhardt bückte

ſich und pflückte etwas von den am Boden wachſenden Kräutern. Als er wieder aufſah, trug ſein Geſicht den Ausdruck leidenſchaftlichen Schmerzes. Kennſt du dieſe Blume? fragte er.

Sie ſah ihn fragend an. Es iſt eine Erica. Ich habe ſie oft im Walde gepflückt.

Ich habe zu Hauſe ein altes Buch, ſagte er; ich pflegte ſonſt allerlei Lieder und Reime hineinzuſchreiben; es iſt aber lange nicht mehr geſchehen. Zwiſchen den Blättern liegt auch eine Erica; aber es iſt nur eine verwelkte. Weißt du, wer ſie mir gegeben hat?

Sie nickte ſtumm; aber ſie ſchlug die Augen nieder und ſah nur auf das Kraut, das er in der Hand hielt. So ſtanden ſie lange. Als ſie die Augen gegen ihn aufſchlug, ſah er, daß ſie voll Thränen waren.

Eliſabeth, ſagte er, — hinter jenen blauen Bergen liegt unſere Jugend. Wo iſt ſie geblieben?

Sie ſprachen nichts mehr; ſie gingen ſtumm neben einander zum See hinab. Die Luft war ſchwül, im Weſten ſtieg ſchwarzes Gewölk auf. Es wird Gewitter, ſagte Eliſabeth, indem ſie ihren Schritt beeilte. Reinhardt nickte ſchweigend, und beide gingen raſch am Ufer entlang, bis ſie ihren Kahn erreicht hatten.

Während der Ueberfahrt ließ Eliſabeth ihre Hand auf dem Rande des Kahnes ruhen. Er blickte beim Rudern zu ihr hinüber; ſie aber ſah an ihm vorbei in die Ferne. So glitt ſein Blick herunter und blieb auf ihrer Hand; und dieſe blaſſe Hand verrieth ihm, was ihr Antlitz ihm verſchwiegen hatte. Er ſah auf ihr jenen feinen Zug geheimen Schmerzes, der ſich ſo gern ſchöner Frauenhände bemächtigt, die Nachts auf krankem Herzen liegen. — Als Eliſabeth ſein Auge auf ihrer Hand ruhen fühlte, ließ ſie ſie langſam über Bord ins Waſſer gleiten.

Auf dem Hofe angekommen trafen ſie einen Scherenſchleiferkarren vor dem Herrenhauſe; ein Mann mit ſchwarzen niederhängenden Locken trat emſig das Rad und ſummte eine Zigeunermelodie zwiſchen den Zähnen, während ein eingeſchirrter Hund ſchnaufend daneben lag. Auf dem Hausflur ſtand in Lumpen gehüllt ein Mädchen mit verſtörten ſchönen Zügen und ſtreckte bettelnd die Hand gegen Eliſabeth aus. Reinhardt griff in ſeine Taſche; aber Eliſabeth kam ihm zuvor und ſchüttete haſtig den ganzen Inhalt ihrer Börſe in die offene Hand der Bettlerin. Dann wandte

ſie ſich eilig ab, und Reinhardt hörte, wie ſie ſchluchzend die Treppe hinaufging.

Er wollte ſie aufhalten aber er beſann ſich und blieb an der Treppe zurück. Das Mädchen ſtand noch immer auf dem Flur, unbeweglich, das empfangene Almoſen in der Hand. Was willſt du noch? fragte Reinhardt.

Sie fuhr zuſammen. Ich will nichts mehr, ſagte ſie; dann den Kopf nach ihm zurückwendend, ihn anſtarrend mit den verirrten Augen, ging ſie langſam gegen die Thür. Er rief einen Namen aus, aber ſie hörte es nicht mehr; mit geſenktem Haupte, mit über der Bruſt gekreuzten Armen ſchritt ſie über den Hof hinab.

Sterben, ach ſterben
Soll ich allein!

Ein altes Lied brauſte ihm ins Ohr, der Athem ſtand ihm ſtill; eine kurze Weile, dann wandte er ſich ab und ging auf ſein Zimmer.

Er ſetzte ſich hin, um zu arbeiten, aber er hatte keine Gedanken. Nachdem er es eine Stunde lang vergebens verſucht hatte, ging er ins Familienzimmer hinab. Es war Niemand da, nur kühle grüne Däm-

merung; auf Eliſabeths Nähtiſch lag ein rothes Band, das ſie am Nachmittag um den Hals getragen hatte. Er nahm es in die Hand, aber es that ihm weh, und er legte es wieder hin. Er hatte keine Ruh, er ging an den See hinab und band den Kahn los; er ruderte hinüber und ging noch einmal alle Wege, die er kurz vorher mit Eliſabeth zuſammen gegangen war. Als er wieder nach Hauſe kam, war es dunkel; auf dem Hofe begegnete ihm der Kutſcher, der die Wagenpferde ins Gras bringen wollte; die Reiſenden waren eben zurückgekehrt. Bei ſeinem Eintritt in den Hausflur hörte er Erich im Gartenſaal auf- und abſchreiten. Er ging nicht zu ihm hinein; er ſtand einen Augenblick ſtill, und ſtieg dann leiſe die Treppe hinauf nach ſeinem Zimmer. Hier ſetzte er ſich in den Lehnſtuhl ans Fenſter; er that vor ſich ſelbſt, als wolle er die Nachtigall hören, die unten in den Taruswänden ſchlug; aber er hörte nur den Schlag ſeines eigenen Herzens. Unter ihm im Hauſe ging Alles zur Ruh, die Nacht verrann, er fühlte es nicht. — So ſaß er ſtundenlang. Endlich ſtand er auf und legte ſich ins offene Fenſter. Der Nachtthau rieſelte zwiſchen den Blättern, die Nachtigall hatte aufgehört zu ſchlagen.

Allmählig wurde auch das tiefe Blau des Nachthimmels von Osten her durch einen blaßgelben Schimmer verdrängt; ein frischer Wind erhob sich und streifte Reinhardts heiße Stirn; die erste Lerche stieg jauchzend in die Luft. — Reinhardt kehrte sich plötzlich um und trat an den Tisch; er tappte nach einem Bleistift, und als er diesen gefunden, setzte er sich und schrieb damit einige Zeilen auf einen weißen Bogen Papier. Nachdem er hiemit fertig war, nahm er Hut und Stock, und das Papier zurücklassend, öffnete er behutsam die Thür und stieg in den Flur hinab. — Die Morgendämmerung ruhte noch in allen Winkeln; die große Hauskatze dehnte sich auf der Strohmatte und sträubte den Rücken gegen seine Hand, die er gedankenlos entgegenhielt. Draußen im Garten aber priesterten schon die Sperlinge von den Zweigen und sagten es allen, daß die Nacht vorbei sei. Da hörte er eben im Hause eine Thür gehen; es kam die Treppe herunter, und als er aufsah, stand Elisabeth vor ihm. Sie legte die Hand auf seinen Arm, sie bewegte die Lippen, aber er hörte keine Worte. Du kommst nicht wieder, sagte sie endlich. Ich weiß es, lüge nicht; du kommst nie wieder.

Nie, sagte er. Sie ließ ihre Hand sinken und sagte nichts mehr. Er ging über den Flur der Thüre zu; dann wandte er sich noch einmal. Sie stand bewegungslos an derselben Stelle und sah ihn mit todten Augen an. Er that einen Schritt vorwärts und streckte die Arme nach ihr aus. Dann kehrte er sich gewaltsam ab, und ging zur Thür hinaus. — Draußen lag die Welt im frischen Morgenlichte, die Thauperlen, die in den Spinngeweben hingen, blitzten in den ersten Sonnenstrahlen. Er sah nicht rückwärts; er wanderte rasch hinaus; und mehr und mehr versank hinter ihm das stille Gehöft, und vor ihm auf stieg die große weite Welt.

— — — — — — — — — — —

Der Alte.

Der Mond schien nicht mehr in die Fensterscheiben, es war dunkel geworden; der Alte aber saß noch immer mit gefalteten Händen in seinem Lehnstuhl und blickte vor sich hin in den Raum des Zimmers. Allmählig verzog sich vor seinen Augen die schwarze Dämmerung um ihn her zu einem breiten dunklen

See; ein ſchwarzes Gewäſſer legte ſich hinter das andere, immer tiefer und ferner, und auf dem letzten, ſo fern, daß die Augen des Alten ſie kaum erreichten, ſchwamm einſam zwiſchen breiten Blättern eine weiße Waſſerlilie.“

Die Stubenthür ging auf und ein heller Lichtſchimmer fiel ins Zimmer. Es iſt gut, daß Sie kommen, Brigitte, ſagte der Alte. Stellen Sie das Licht nur auf den Tiſch.

Dann rückte er auch den Stuhl zum Tiſche, nahm eins der aufgeſchlagenen Bücher, und vertiefte ſich in Studien, an denen er einſt die Kraft ſeiner Jugend geübt hatte.

Leipzig.
Druck von J. C. Hirschfeld.

Sammlung von Miniatur-Ausgaben

aus dem Verlage von

Alexander Duncker, Königlichem Hofbuchhändler in Berlin.

Bornstedt, Louise von, Gedichte. geh. 20 Sgr. — eleg. gebd. mit Goldschnitt 1 Thlr.

Dauckelmann, Caroline, Baronin von, der Adlerstein. eleg. geh. mit Goldschnitt. 1 Thlr. 5 Sgr. (Zum Besten der Nothleidenden Schlesiens.)

Droste, Lebrecht, Gedichte. Herausgegeben von Joseph Freiherrn v. Eichendorff. eleg. cart. 2 Thlr.

Florine. eleg. gebd. mit Goldschnitt 15 Sgr.

Funfzig Jahre Stilleben im Drange der Zeit und der Geschäfte. (1801 1850.) geh. 1 Thlr. — eleg. gebd. mit Goldschnitt 1 Thlr. 12½ Sgr.

Geibel, Emanuel, Gedichte. 43ste Aufl. geh. 1 Thlr. 24 Sgr. — eleg. gebd. mit Goldsch. 2 Thlr. 7½ Sgr. — in Kalbleder mit Goldschnitt 2 Thlr 22½ Sgr.

Gerstenberg, Friedrich von, Gedichte. geh. 20 Sgr. — eleg. gebd. mit Goldschnitt 1 Thlr.

Hertz, Henrik, König René's Tochter. Lyrisches Drama. Aus dem Dänischen, unter Mitwirkung des Verfassers von Fr. Bresemann. 6te Aufl. geh. 8 Sgr. eleg. gebd. mit Goldschnitt 20 Sgr.

Hesekiel, George, Das liebe Dorel, die Perle von Brandenburg. Eine Geschichte fürs preußische Volk. geh. 9 Sgr. eleg. gebd. mit Goldschnitt 18 Sgr.

Irrlichter, Die, Ein Märchen von der Verfasserin der Prinzessin Ilse. 2te Aufl. geh. 15 Sgr. — eleg. gebd. mit Goldschnitt 27 Sgr.

Kühn, C. G., Drei Bücher Epigramme. eleg. gebd. mit Goldschnitt 1 Thlr.

Landesmann, H., Abdul. eleg. geh. mit Goldsch. 9 Sgr.

Lehmann, Ferdinand, Streit und Friede. Gedichte. Mit einer Vorrede von Ludwig Tieck. geh. 24 Sgr. — eleg. gebd. mit Goldschnitt 1 Thlr. 6 Sgr.

... ist nach d. Exemplar der ... Staatsbibliothek ho. ergänzt.

Yv 43227

Hans und Heinz Kirch.

Von

Theodor Storm.

Berlin.
Verlag von Gebrüder Paetel.
1883.

UNIVERSITÄTS - BIBLIOTHEK
BERLIN

Alle Rechte vorbehalten.

Auf einer Uferhöhe der Oſtſee liegt hart am Waſſer hingelagert eine kleine Stadt, deren ſtumpfer Thurm ſchon über ein Halbjahrtauſend auf das Meer hinausſchaut. Ein paar Kabellängen vom Lande ſtreckt ſich querver ein ſchmales Eiland, das ſie dort den „Warder“ nennen, von wo aus im Frühling unabläſſiges Geſchrei der Strand- und Waſſervögel nach der Stadt herübertönt. Bei hellem Wetter tauchen auch wohl drüben auf der Inſel, welche das jenſeitige Ufer des Sundes bildet, rothbraune Dächer und die Spitze eines Thurmes auf, und wenn die Abenddämmerung das Bild verlöſcht hat, entzünden dort zwei Leuchtthürme ihre Feuer und werfen über die dunkle See einen Schimmer nach dem diesſeitigen Strand herüber. Gleichwohl, wer als Fremder durch die auf- und abſteigenden Straßen der Stadt wandert, wo hie und da roh gepflaſterte Stufen über die Vorſtraße zu den kleinen Häuſern führen, wird ſich

des Eindrucks abgeschlossener Einsamkeit wohl kaum erwehren können, zumal wenn er von der Landseite über die langgestreckte Hügelkette hier herabgekommen ist. In einem Balkengestelle auf dem Markte hing noch vor Kurzem, wie seit Jahrhunderten, die sogenannte Bürgerglocke; um zehn Uhr Abends, sobald es vom Kirchthurme geschlagen hatte, wurde auch dort geläutet, und wehe dem Gesinde oder auch dem Hausehn, der diesem Ruf nicht Folge leistete, denn gleich danach konnte man straßab und -auf sich alle Schlüssel in den Hausthüren drehen hören.

Aber in der kleinen Stadt leben tüchtige Menschen, alte Bürgergeschlechter, unabhängig von dem Gelde und dem Einfluß der umwohnenden großen Grundbesitzer; ein kleines Patriziat ist aus ihnen erwachsen, dessen stattlichere Wohnungen, mit breiten Beischlägen hinter mächtig schattenden Linden, mitunter die niedrigen Häuserreihen unterbrechen. Aber auch aus diesen Familien mußten bis vor dem letzten Jahrzehnt die Söhne den Weg gehen, auf welchem Eltern und Vorfahren zur Wohlhabenheit und bürgerlichen Geltung gelangt waren; nur wenige ergaben sich den Wissenschaften, und kaum war unter den derzeit noch studirten Bürgermeistern jemals ein Ein-

geborener dagewesen; wenn aber bei den jährlichen Prüfungen in der Rectorschule der Probst die Knaben frug: „Mein Junge, was willst Du werden?“ dann richtete der sich stolz von seiner Bank empor, der mit der Antwort: „Schiffer!“ herauskommen durfte; Schiffsjunge, Kapitän auf einem Familien-, auf einem eignen Schiffe, dann mit etwa vierzig Jahren Rheder und bald Senator in der Vaterstadt, so lautete der Stufengang der bürgerlichen Ehren.

Auf dem Chor der von einem Landesherzog im 13. Jahrhundert erbauten Kirche befand sich der geräumige Schifferstuhl, für den Abendgottesdienst mit stattlichen Metallleuchtern an den Wänden prangend, durch das an der Decke schwebende Modell eines Barkschiffes in vollem Takelwerke kenntlich. Auf diesen Raum hatte jeder Bürger ein Recht, welcher das Steuermannsexamen gemacht hatte und ein eigenes Schiff besaß; aber auch die schon in die Kaufmannschaft Uebergetretenen, die ersten Rheder der Stadt, hielten, während unten in der Kirche ihre Frauen saßen, hier oben unter den andern Kapitänen ihren Gottesdienst; denn sie waren noch sinnig und vor Allem meerbefahrene Leute, und das kleine schwebende Barkschiff war hier ihre Hausmarke.

Es ist begreiflich, daß auch manchen jungen Matrosen oder Steuermann aus dem kleinen Bürgerstande beim Eintritt in die Kirche statt der Andacht ein ehrgeiziges Verlangen anfiel, sich auch einmal den Platz dort oben zu erwerben, und daß er trotz der eindringlichsten Predigt dann statt mit gottseligen Gedanken mit erregten weltlichen Entschlüssen in sein Quartier oder auf sein Schiff zurückkehrte.

Zu diesen strebsamen Leuten gehörte Hans Adam Kirch. Mit unermüdlichem Thun und Sparen hatte er sich vom Setzschiffer zum Schiffseigenthümer hinaufgearbeitet; freilich war es nur eine kleine Jacht, zu der seine Mittel gereicht hatten, aber rastlos und in den Winter hinein, wenn schon alle andern Schiffer daheim hinter ihrem Ofen saßen, befuhr er mit seiner Jacht die Ostsee, und nicht nur Frachtgüter für Andere, bald auch für eigne Rechnung brachte er die Erzeugnisse der Umgegend, Korn und Mehl, nach den größeren und kleineren Küstenplätzen; erst wenn bereits außen vor den Buchten das Wasser fest zu werden drohte, band auch er sein Schiff an den Pfahl und saß beim Sonntagsgottesdienste droben im Schifferstuhl unter den Honoratioren seiner Vaterstadt. Aber lang vor Frühlingsanfang war er wie

der auf seinem Schiffe; an allen Ostseeplätzen kannte man den kleinen, hageren Mann in der blauen, schlotternden Schifferjacke, mit dem gekrümmten Rücken und dem vornüberhängenden dunkelhaarigen Kopfe; überall wurde er aufgehalten und angeredet, aber er gab nur kurze Antworten, er hatte keine Zeit; in einem Tritte, als ob er an der Fallreepstreppe hinauflaufe, sah man ihn eilfertig durch die Gassen wandern. Und diese Rastlosigkeit trug ihre Früchte; bald wurde zu dem aus der väterlichen Erbschaft übernommenen Hause ein Stück Wiesenland erworben, genügend für die Sommer- und Winterfütterung zweier Kühe; denn während das Schiff zu Wasser, sollten diese zu Lande die Wirthschaft vorwärts bringen. Eine Frau hatte Hans Kirch sich im Stillen vor ein paar Jahren schon genommen; zu der Hökerei, welche diese bisher betrieben, kam nun noch eine Milchwirthschaft; auch ein paar Schweine konnten jetzt gemästet werden, um das Schiff auf seinen Handelsfahrten zu verproviantiren; und da die Frau, welche er im Widerspruch mit seinem sonstigen Thun aus einem armen Schulmeisterhause heimgeführt hatte, nur seinen Willen kannte und überdies aus Furcht vor dem bekannten Jähzorn ihres Mannes sich das

Brod am Munde sparte, so pflegte dieser bei jeder Heimkehr auch zu Hause einen hübschen Haufen Kleingeld vorzufinden.

In dieser Ehe wurde nach ein paar Jahren ein Knabe geboren und mit derselben Sparsamkeit erzogen. „All wedder 'n Dreling umsünst utgeb'n!" Dies geflügelte Wort lief einmal durch die Stadt; Hans Adam hatte es seiner Frau zugeworfen, als sie ihrem Jungen am Werktag einen Syrupskuchen gekauft hatte. Trotz dieser dem Geize recht nahe verwandten Genauigkeit war und blieb der Kapitän ein zuverlässiger Geschäftsmann, der jeden ungeziemenden Vortheil von sich wies; nicht nur in Folge einer angeborenen Rechtschaffenheit, sondern eben so sehr seines Ehrgeizes. Den Platz im Schifferstuhle hatte er sich errungen; jetzt schwebten höhere Würden, denen er nichts vergeben durfte, vor seinen Sinnen; denn auch die Sitze im Magistratskollegium, wenn sie auch meist den größeren Familien angehörten, waren mitunter von dem kleineren Bürgerstande aus besetzt worden. Jedenfalls, seinem Heinz sollte der Weg dazu gebahnt werden; sagten die Leute doch, er sei sein Ebenbild: die fest auslugenden Augen, der Kopf voll schwarzbrauner Locken seien väterliche Erb-

ſchaft, nur ſtatt des krummen Rückens habe er den ſchlanken Wuchs der Mutter.

Was Hans Kirch an Zärtlichkeit beſaß, das gab er ſeinem Jungen; bei jeder Heimkehr lugte er ſchon vor dem Warder durch ſein Glas, ob er am Hafenplatz ihn nicht gewahren könne; kamen dann nach der Landung Mutter und Kind auf Deck, ſo hob er zuerſt den kleinen Heinz auf ſeinen Arm, bevor er ſeiner Frau die Hand zum Willkommen gab.

Als Heinz das ſechſte Jahr erreicht hatte, nahm ihn der Vater zum erſten Male mit ſich auf die Fahrt, als „Spielvogel", wie er ſagte; die Mutter ſah ihnen mit beſorgten Augen nach; der Knabe aber freute ſich über ſein blankes Hütchen und lief jubelnd über das ſchmale Brett an Bord; er freute ſich, ſchon jetzt ein Schiffer zu werden wie ſein Vater, und nahm ſich im Stillen vor recht tüchtig mitzuhelfen. Früh Morgens waren ſie ausgelaufen; nun beſchien ſie die Mittagsſonne auf der blauen Oſtſee, über die ein lauer Sommerwind das Schiff nur langſam vorwärts trieb. Nach dem Eſſen, bevor der Kapitän zur Mittagsruhe in die Kajüte ging, wurde Heinz dem Schiffsjungen anvertraut, der mit dem Spleißen zerriſſener Taue auf dem Deck beſchäftigt war; auch der

Knabe erhielt ein paar Tauenden, die er eifrig in einander zu verflechten ſtrebte.

Nach einer Stunde etwa ſtieg Hans Kirch wieder aus ſeiner Kajüte und rief, noch halb im Taumel: „Heinz! Komm her, Heinz; wir wollen Kaffee trinken!“ Aber weder der Knabe ſelbſt, noch eine Antwort kam auf dieſen Ruf; ſtatt deſſen klang drüben vom Bugſpriet her der Geſang einer Kinderſtimme. Hans Kirch wurde blaß wie der Tod; denn dort, faſt auf der äußerſten Spitze hatte er ſeinen Heinz erblickt. Auf der Luvſeite, behaglich an das matt geſchwellte Segel lehnend, ſaß der Knabe, als ob er hier von ſeiner Arbeit ruhe. Als er ſeinen Vater gewahrte, nickte er ihm freundlich zu; dann ſang er unbekümmert weiter, während am Bug das Waſſer rauſchte; ſeine großen Kinderaugen leuchteten, ſein ſchwarzbraunes Haar wehte in der ſanften Briese.

Hans Kirch aber ſtand unbeweglich, gelähmt von der Ratloſigkeit der Angſt; nur er wußte, wie leicht bei der ſchwachen Luftſtrömung das Segel flattern und vor ſeinen Augen das Kind in die Tiefe ſchleudern konnte. Er wollte rufen; aber noch zwiſchen den Zähnen erſtickte er den Ruf; Kinder, wie Nachtwandler, muß man ja gewähren laſſen; dann wieder wollte er

das Boot aussetzen und nach dem Bug des Schiffes rudern; aber auch das verwarf er. Da kam von dem Knaben selbst die Entscheidung; das Singen hatte er satt, er wollte jetzt zu seinem Vater und dem seine Taue zeigen. Behutsam, entlang dem unteren Rande des Segels, das nach wie vor sich ihm zur Seite blähte, nahm er seinen Rückweg; eine Möve schrie hoch oben in der Luft, er sah empor und kletterte dann ruhig weiter. Mit stockendem Athem stand Hans Kirch noch immer neben der Kajüte; seine Augen folgten jeder Bewegung seines Kindes, als ob er es mit seinen Blicken halten müsse. Da plötzlich, bei einer kaum merklichen Wendung des Schiffes, fuhr er mit dem Kopf herum: „Backbord!“ schrie er nach der Steuerseite; „Backbord!“ als ob es ihm die Brust zersprengen solle. Und der Mann am Steuer folgte mit leisem Druck der Hand, und die eingesunkene Leinewand des Segels füllte sich aufs Neue.

Im selben Augenblicke war der Knabe fröhlich aufs Verdeck gesprungen; nun lief er mit ausgebreiteten Armen auf den Vater zu. Die Zähne des gefahrgewohnten Mannes schlugen noch an einander: „Heinz, Heinz, das thust Du mir nicht wieder!“ Krampfhaft preßte er den Knaben an sich; aber schon

begann die überſtandene Angſt dem Zorne gegen ihren Urheber Platz zu machen. „Das thuſt Du mir nicht wieder!“ Noch einmal ſagte er es; aber ein dumpfes Grollen klang jetzt in ſeiner Stimme; ſeine Hand hob ſich, als wolle er ſie auf den Knaben fallen laſſen, der erſtaunt und furchtſam zu ihm aufblickte.

Es ſollte für dies Mal nicht dahin kommen; der Zorn des Kapitäns ſprang auf den Schiffsjungen über, der eben in ſeiner läſſigen Weiſe an ihnen vorüberſchieben wollte; aber mit entſetzten Augen mußte der kleine Heinz es anſehen, wie ſein Freund Jürgen, er wußte nicht weshalb, von ſeinem Vater auf das Grauſamſte gezüchtigt wurde.

— — Als im nächſten Frühjahr Hans Kirch ſeinen Heinz wieder einmal mit aufs Schiff nehmen wollte, hatte dieſer ſich verſteckt und mußte, als er endlich aufgefunden wurde, mit Gewalt an Bord gebracht werden; auch ſaß er dies Mal nicht mehr ſingend unterm Klüverſegel; er fürchtete ſeinen Vater und trotzte ihm doch zugleich. Die Zärtlichkeit des Letzteren kam gleicherweiſe immer ſeltener zu Tage, je mehr der eigene Wille in dem Knaben wuchs; glaubte er doch ſelber nur den Erben ſeiner aufſtrebenden Pläne in dem Sohn zu lieben

Als Heinz das zwölfte Jahr erreicht hatte, wurde ihm noch eine Schweſter geboren, was der Vater als ein Ereigniß aufnahm, das eben nicht zu ändern ſei. Heinz war zu einem wilden Jungen aufgeſchoſſen; aber in der Rectorſchule hatte er nur noch Wenige über ſich. „Der hat Gaben!“ meinte der junge Lehrer, „der könnte hier einmal die Kanzel zieren.“ Aber Hans Kirch lachte: „Larifari, Herr Rector! Ums Geld iſt es nicht; aber man ſieht doch gleich, daß Sie hier nicht zu Hauſe ſind.“

Gleichwohl ging er noch an demſelben Tage zu ſeinem Nachbaren, dem Paſtoren, deſſen Garten ſich neben ſeinem Grundſtück bis zur Straße hinab erſtreckte. Der Paſtor empfing den Eintretenden etwas ſtramm; „Herr Kirch,“ ſagte er, bevor noch dieſer das Wort zu nehmen vermochte, „Ihr Junge, der Heinz, hat mir ſchon wieder einmal die Scheiben in meinem Stallgiebel eingeworfen!“

„Hat er das,“ erwiderte Hans Kirch, „ſo muß ich ſie einſetzen laſſen, und Heinz bekommt den Stock; denn das Spielwerk iſt zu theuer.“

Dann, während der Andere zuſtimmend nickte, begann er mit dem, was ihn hergeführt, herauszurücken: der Paſtor ſollte ſeinen Heinz in die Privatſtunden

aufnehmen, welche er zur Aufbesserung seines etwas schmalen Ehrensoldes einigen Kostgängern und Söhnen der Honoratioren zu ertheilen pflegte. Als dieser sich nach einigen Fragen bereit erklärte, machte Hans Kirch noch einen Versuch das Stundengeld herabzudrücken; da aber der Pastor nicht darauf zu hören schien, so wiederholte er ihn nicht; denn Heinz sollte mehr lernen, als jetzt noch in der Rectorschule für ihn zu holen war.

Am Abend dieses Tages erhielt Heinz die angelobte Strafe und am Nachmittage des folgenden, als er zwischen den andern Schülern oben in des Pastors Studirzimmer saß, von Wohlehrwürden noch einen scharf gesalzenen Text dazu. Kaum aber war nach glücklich verflossener Stunde die unruhige Schaar die Treppe hinab und in den Garten hinausgestürmt, als der erlöste Mann von dorten unter seinem Fenster ein lautes Wehgeheul vernahm. „Ich will Dich klickern lehren!“ rief eine wüthende Knabenstimme, und wiederum erscholl das klägliche Geheul. Als aber der Pastor sein Fenster öffnete, sah er unten nur seinen fahlblonden Kostgänger, der ihm am Morgen Heinzens Missethat verrathen hatte, jetzt in eifriger Beschäftigung, mit seinem Schnupftuch sich das Blut von Mund und Nase abzutrocknen. Daß er selbst an

jenem Spielwerk mitgeholfen hatte, fand er freilich sich nicht veranlaßt zu verrathen; aber ebensowenig verrieth er jetzt, wer ihm den blutigen Denkzettel auf den Weg gegeben hatte.

Der Pastor war des Segens eines Sohnes nicht theilhaftig geworden; nur zwei Töchter besaß er, einige Jahre jünger als Heinz und von nicht üblem Aussehen; aber Heinz kümmerte sich nicht um sie, und man hätte glauben können, daß auch er der Bubenregel folge, ein tüchtiger Junge dürfe sich nicht mit Dirnen abgeben, wenn in dem Hause dem Pastergarten gegenüber nicht die kleine Wieb gewesen wäre. Ihre Mutter war die Frau eines Matrosen, eine Wäscherin, die ihr Kind sauberer hielt, als, leider, ihren Ruf. „Deine Mutter ist auch eine Amphibie!" hatte einmal ein großer Junge dem Mädchen ins Gesicht geschrieen, als eben in der Schule die Lehre von diesen Kreaturen vorgetragen war. „Pfui doch, warum?" hatte entrüstet die kleine Wieb gefragt. — „Warum? Weil sie einen Mann zu Wasser und einen zu Lande hat!" — Der Vergleich hinkte; aber der Junge hatte doch seiner bösen Lust genug gethan.

Gleichwohl hielten die Pastorstöchter eine Art von Spielkameradschaft mit dem Matrosenkinde; freilich

meiſt nur für die Werkeltage, und wenn die Töchter des Bürgermeiſters nicht bei ihnen waren; wenn ſie ihre weißen Kleider mit den blauen Schärpen trugen, ſpielten ſie lieber nicht mit der kleinen Wieb. Trafen ſie dieſe dann etwa ſtill und ſchüchtern vor der Gartenpforte ſtehen, oder hatte gar die jüngſte gutmüthige Bürgermeiſtertochter ſie hereingeholt, dann ſprachen ſie wohl zu ihr ſehr freundlich, aber auch ſehr eilig: „Nicht wahr, kleine Wieb, Du kommſt doch morgen zu uns in den Garten?“ Im Nachſommer ſteckten ſie ihr auch wohl einen Apfel in die Taſche und ſagten: „Wart', wir wollen Dir noch einen mehr ſuchen!“ und die kleine Wieb ſchlich dann mit ihren Aepfeln ganz begeſſen aus dem Garten auf die Gaſſe. Wenn aber Heinz darüber zukam, dann riß er ſie ihr wohl wieder fort und warf ſie zornig in den Garten zurück, mitten zwiſchen die geputzten Kinder, daß ſie ſchreiend ins Haus ſtoben; und wenn dann Wieb über ihre Aepfel weinte, wiſchte er mit ſeinem Schnupftuch ihr die Thränen ab: „Sei ruhig, Wieb; für jeden Apfel hol' ich Dir morgen eine ganze Taſche voll aus ihrem Garten!“ — Und ſie wußte wohl, er pflegte Wort zu halten.

Wieb hatte ein Madonnengeſichtlein, wie der kunſt-

liebende Schulrecter einmal geſagt hatte, ein Geſichtlein, das man nicht gut leiden ſehen konnte; aber die kleine Madonna aß gleichwohl gern des Paſtors rothe Aepfel, und Heinz ſtieg bei erſter Gelegenheit in die Bäume und ſtahl ſie ihr. Dann zitterte die kleine Wieb; nicht weil ſie den Aepfeldiebſtahl für eine Sünde hielt, ſondern weil die größeren Reſtgänger des Paſtors ihren Freund dabei mitunter überfielen und ihm den Kopf zu bluten ſchlugen. Wenn aber nach wohlbeſtandenem Abenteuer Heinz ihr hinten nach der Allee gewinkt hatte; wenn er vor ihr auf dem Boden kniete und ſeinen Raub in ihre Täſchchen pfropfte, dann lächelte ſie ihn ganz glückſelig an, und der kräftige Knabe hob ſeinen Schützling mit beiden Armen in die Luft: „Wieb, Wiebchen, kleines Wiebchen!“ rief er jubelnd; und er ſchwenkte ſich mit ihr im Kreiſe, bis die rothen Aepfel aus den Taſchen flogen.

Mitunter auch, bei ſolchem Anlaß, nahm er die kleine Madonna bei der Hand und ging mit ihr hinunter an den Hafen. War auf den Schiffen Alles unter Deck, dann löſte er wohl ein Boot, ließ ſeinen Schützling ſacht hineintreten und ruderte mit ihr um den Warder herum, weit in den Sund hinein; wurde

der Raub des Poetes hinterher bemerkt und drangen nun von dem Schiffe zornige Scheltlaute über das Waſſer zu ihnen herüber, dann begann er hell zu ſingen, damit die kleine Wieb nur nicht erſchrecken möge; hatte ſie es aber doch gehört, ſo ruderte er nur um ſo luſtiger und rief: „Wir wollen weit von all' den ſchlechten Menſchen fort!“ — Eines Nachmittages, da Hans Kirch mit ſeiner Jacht von Hauſe war, wagten ſie es ſogar, drüben bei der Inſel anzulegen, wo Wieb in dem großen Dorfe eine Verwandte wohnen hatte, die ſie „Mödderſch“ nannte. Es war dort eben der große Michaelis-Jahrmarkt, und nachdem ſie bei Mödderſch eine Taſſe Kaffee bekommen hatten, liefen ſie zwiſchen die Buden und in den Menſchendrang hinein, wo Heinz für ſie Beide mit tüchtigen Ellenbogenſtößen Raum zu ſchaffen wußte. Sie waren ſchon im Karruſſell gefahren, hatten Kuchenherzen gegeſſen und bei mancher Drehorgel ſtill geſtanden, als Wiebs blaue Augen an einem ſilbernen Ringlein haften blieben, der zwiſchen Ketten und Löffeln in einer Goldſchmidtsbude auslag. Hoffnungslos drehte ſie ihr nur aus drei Kupferſechelingen beſtehendes Vermögen zwiſchen den Fingern; aber Heinz, der geſtern alle ſeine Kaninchen verkauft hatte, beſaß

nach der heutigen Verſchwendung noch acht Schillinge, und dafür und für die drei Sechslinge wurde glücklich der Ring erhandelt. Nun freilich waren Beider Taſchen leer; zum Karruſſell für Wieb ſpendirte Vätterſch noch einmal einen Schilling — denn ſo viel koſtete es, da Wieb nicht wie vorhin in einem Stuhle fahren, ſondern auf dem großen Löwen reiten wollte —; dann, als eben alle Lampen zwiſchen den ſchmelz- und goldgeſtickten Draperien angezündet wurden, waren für ſie die Freuden aus, und auch die alte Frau trieb jetzt zur Rückfahrt. Manchmal, während Heinz mit kräftigen Schlägen ſeine Ruder brauchte, blickten ſie noch zurück, und das Herz wurde ihnen groß, wenn ſie im zunehmenden Abenddunkel den Lichtſchein von den vielen Karruſſell-Lampen über der Stelle des unſichtbaren Dorfes ſchweben ſahen; aber Wieb hatte ihren ſilbernen Ring, den ſie nun nicht mehr von ihrem Finger ließ.

Inzwiſchen hatte Kapitän Kirch ſeine Jacht verkauft. Mit einem ſtattlichen Schooner, der auf der heimiſchen Werft gebaut worden war, brachte er für fremde, und mehr und mehr für eigene Rechnung

Korn nach England und nahm als Rückfracht Kohlen wieder mit. So war zu dem Korn- nun auch ein Kohlenhandel gekommen, und auch diesen mußte gleich der Milchwirthschaft die Frau besorgen. Um seinen Heinz, wenn er bei seiner Heimkehr auf die kurze Frage: „Hat der Junge sich geschickt?“ von der Mutter eine bejahende Antwort erhalten hatte, schien er sich im Uebrigen nicht groß zu kümmern; nur beim Quartalschlusse pflegte er den Rector und den Pastor zu besuchen, um zu erfahren, wie der Junge lerne. Dann hieß es allemal, das Lernen sei ihm nur ein Spiel, es bleibe dabei nur zu viel unnütze Zeit ihm übrig; denn wild sei er wie ein Teufel, kein Junge ihm zu groß und keine Spitze ihm zu hoch.

Auf Hans Adams Antlitz hatte sich, nach Aussage des Schulrectors, mehrmals bei solcher Auskunft ein recht ungeeignetes und fast befriedigtes Lächeln gezeigt, während er mit einem kurz hervorgestoßenen „Na, na!“ zum Abschiede ihm die Hand gedrückt habe.

Wie recht übrigens auch Heinzens Lehrer haben mochten, so blieb doch das Schutzverhältniß zu der kleinen Wieb dasselbe, und davon wußte mancher freche Junge nachzusagen. Auch sah man ihn wohl an Sonntagen mit seiner Mutter nach einem dürf-

tigen, unweit der Stadt belegenen Wäldchen wandern und bei der Rückkehr nebst dem leeren Proviantkorbe sein Schwesterchen auf dem Rücken tragen. Mitunter war auch die allmählich aufwachsende Wieb bei dieser Sonntagswanderung. Die stille Frau Kirch hatte Gefallen an dem feinen Mädchen und pflegte zu sagen: „Laß sie nur mitgehen, Heinz; so ist sie doch nicht bei der schlechten Mutter."

Nach seiner Confirmation mußte Heinz ein paar Fahrten auf seines Vaters Schiffe machen, nicht mehr als „Spielvogel", sondern als streng gehaltener Schiffsjunge; aber er fügte sich, und nach der ersten Rückkehr klopfte Kapitän Kirch ihm auf die Schulter, während er seiner Frau durch ein kurzes Nicken ihren Antheil an seiner Befriedigung zukommen ließ. Die zweite Reise geschah mit einem Setzschiffer; denn der wachsende Handel daheim verlangte die persönliche Gegenwart des Geschäftsherrn. Dann, nach zwei weiteren Fahrten auf größeren Schiffen, war Heinz als Matrose in das elterliche Haus zurückgekehrt. Er war jetzt siebzehn Jahre; die blaue schirmlose Schiffermütze mit dem bunten Rande und den flatternden Bändern ließ ihm so gut zu seinem frischen braunen Antlitz, daß selbst die Pastorstöchter durch den Zaun

lugten, wenn ſie ihn nebenan im elterlichen Garten mit ſeiner Schweſter ſpielen hörten. Auch Kapitän Kirch ſelber konnte es Sonntags beim Gottesdienſte nicht unterlaſſen, von ſeinem Schifferſtuhle nach unten in die Kirche hinabzuſchielen, wo ſein ſchmucker Junge bei der Mutter ſaß. Unterweilen ſchweiften auch wohl ſeine Blicke drüben nach dem Epitaphe, wo zwiſchen mannigfachen Siegestrophäen ſich die Marmorbüſte eines ſtattlichen Mannes in gewaltiger Allongenperücke zeigte; gleich ſeinem Heinz nur eines Bürgers Sohn, der gleichwohl als Commändeur von dreien Seiner Majeſtät Schiffen hier in die Vaterſtadt zurückgekommen war. Aber nein, ſo hohe Pläne hatte Hans Kirch doch nicht mit ſeinem Jungen, vorläufig galt es eine Reiſe mit dem Hamburger Schiffe „Hammonia“ in die chineſiſchen Gewäſſer, von der die Rückkehr nicht vor einem Jahr erfolgen würde; und heute war der letzte Tag im elterlichen Hauſe.

Die Mutter hatte diesmal nicht ohne Thränen ihres Sohnes Kiſte gepackt, und nach der Rückkehr aus der Kirche legte ſie noch ihr eigenes Geſangbuch obenauf. Der Vater hatte, auch in den letzten Tagen, außer dem Nothwendigen nicht viel mit ſeinem Sohn geſprochen; nur an dieſem Abend, als er auf dem

dunkeln Hausflur ihm begegnete, griff er nach seiner Hand und schüttelte sie heftig: „Ich sitze hier nicht still, Heinz; für Dich, nur für Dich! Und komm' auch glücklich wieder!“ Hastig hatte er es hervorgestoßen; dann ließ er die Hand seines Sohnes fahren und trabte eilig nach dem Hof hinaus.

Ueberrascht blickte Heinz ihm eine Weile nach; aber seine Gedanken waren anderswo. Er hatte Wieb am Tage vorher wiedergesehen; doch nur zu ein paar flüchtigen Worten war Gelegenheit gewesen; nun wollte er noch Abschied von ihr nehmen, sie wie sonst noch einmal um den Warder fahren.

Es war ein kühler Maiabend; der Mond stand über dem Wasser, als er an den Hafen hinabkam; aber Wieb war noch nicht da. Freilich hatte sie ihm gesagt, daß sie Abends bei einer alten Dame einige leichte Dienste zu verseben habe; deßungeachtet, während er an dem einsamen Bollwerk auf und ab ging, konnte er seine Ungeduld kaum niederzwingen; er schalt sich selbst und wußte nicht, weshalb das Klopfen seines Blutes ihm fast den Athem raubte. Endlich sah er sie aus der höher belegenen Straße herabkommen. Bei dem Mondlicht, das ihr voll entgegenfiel, erschien sie ihm so groß und schlank, daß

er erſt faſt verzagte, ob ſie es wirklich ſei. Gleichwohl hatte ſie den Oberkörper in ein großes Tuch vermummt; einer Kopfbedeckung bedurfte ſie nicht; denn das blonde Haar lag voll wie ein Häubchen über ihrem zarten Antlitz. „Guten Abend, Heinz!“ ſagte ſie leiſe, als ſie jetzt zu ihm trat; und ſchüchtern, faſt wie ein Fremder, berührte er ihre Hand, die ſie ihm entgegenſtreckte. Schweigend führte er ſie zu einem Boot, das neben einer großen Kuff im Waſſer lag. „Komm' nur!“ ſagte er, als er hineingetreten war und der auf der Hafentreppe Zögernden die Arme entgegenſtreckte; „ich habe Erlaubniß; wir werden diesmal nicht geſchelten.“

Als er ſie in ſeinen Armen aufgefangen hatte, löſte er die Taue, und das Boot glitt aus dem Schatten des großen Schiffes auf die weite, mondglitzernde Waſſerfläche hinaus.

Sie ſaß ihm auf der Bank am Hinterſpiegel gegenüber; aber ſie fuhren ſchon um die Spitze des Warders, wo einige Möven gackernd aus dem Schlafe auffuhren, und noch immer war kein weiteres Wort zwiſchen ihnen laut geworden. So Vieles hatte Heinz der kleinen Wieb in dieſer letzten Stunde ſagen wollen, und nun war der Mund ihm wie verſchloſſen.

Und auch das Mädchen, je weiter ſie hinausfuhren, je mehr zugleich die kurze Abendzeit verrann, deſto ſtiller und beklommener ſaß ſie da; zwar ſeine Augen verſchlangen faſt die kindliche Geſtalt, mit der er jetzt ſo einſam zwiſchen Meer und Himmel ſchwebte; die ihren aber waren in die Nacht hinausgewandt. Dann ſtieg's wohl plötzlich in ihm auf, und das Boot ſchütterte unter ſeinen Ruderſchlägen, daß ſie jäh das Köpfchen wandte und das blaue Leuchten ihrer Augen in die ſeinen traf. Aber auch das flog raſch vorüber, und es war etwas wie Zorn, das über ihn kam; er wußte nicht, ob gegen ſich ſelber oder gegen ſie, daß ſie ſo fremd ihm gegenüber ſaß, daß alle Worte, die ihm durch den Kopf fuhren, zu ihr nicht paſſen wollten. Mit Gewalt rief er es ſich zurück: hatte er doch draußen ſchon mehr als einmal die trotzigſte Dirne im Arm geſchwenkt, auch wohl ein übermüthiges Wort ihr zugeraunt; aber freilich, der jungfräulichen Geſtalt ihm gegenüber verſchlug auch dieſes Mittel nicht.

„Wieb," ſagte er endlich, und es klang faſt bittend, „kleine Wieb, das iſt nun heut' für lange Zeit das letzte Mal."

„Ja, Heinz," und ſie nickte und ſah zu Boden;

„ich weiß es wohl.“ Es war, als ob ſie noch etwas Andres ſagen wollte, aber ſie ſagte es nicht. Das ſchwere Tuch war ihr von der Schulter geglitten; als ſie es wieder aufgerafft hatte und nun mit ihrer Hand über der Bruſt zuſammenhielt, vermißte er den kleinen Ring an ihrem Finger, den er einſt auf dem Jahrmarkte ihr hatte einhandeln helfen. „Dein Ring, Wieb!“ rief er unwillkürlich. „Wo haſt Du Deinen Ring gelaſſen?“

Einen Augenblick noch ſaß ſie unbeweglich; dann richtete ſie ſich auf und trat über die nächſte Bank zu ihm hinüber. Sie mußte in dem ſchwankenden Boot die eine Hand auf ſeine Schulter legen, mit der andern langte ſie in den Schlitz ihres Kleides und zog eine Schnur hervor, woran der Ring befeſtigt war. Mit ſtockendem Athem nahm ſie ihrem Freunde die Mütze von den braunen Locken und hing die Schnur ihm um den Hals. „Heinz, o bitte, Heinz!“ Der volle blaue Strahl aus ihren Augen ruhte in den ſeinen; dann ſtürzten ihre Thränen auf ſein Angeſicht, und die beiden jungen Menſchen fielen ſich um den Hals, und da hat der wilde Heinz die kleine Wieb faſt todt geküßt.

— — Es mußte ſchon ſpät ſein, als ſie ihr Boot

nach dem großen Schiff zurückbrachten; sie hatten keine Stunden ſchlagen hören; aber alle Lichter in der Stadt ſchienen ausgelöſcht.

Als Heinz an das elterliche Haus kam, fand er die Thür verſchloſſen; auf ſein Klopfen antwortete die Mutter vom Flure aus; aber der Vater war ſchon zur Ruhe gegangen und hatte den Schlüſſel mitgenommen; endlich hörte Heinz auch deſſen Schritte, wie ſie langſam von droben aus der Kammer die Treppe hinab kamen. Dann wurde ſchweigend die Thür geöffnet, und, nachdem Heinz hereingelaſſen war, ebenſo wieder zugeſchloſſen; erſt als er ſeinen „Guten Abend" vorbrachte, ſah Hans Kirch ihn an: „Haſt Du die Bürgerglocke nicht gehört? Wo haſt Du Dich umhergetrieben?"

Der Sohn ſah den Jähzorn in ſeines Vaters Augen aufſteigen, er wurde blaß bis unter ſeine dunkeln Locken; aber er ſagte ruhig: „Nicht umhergetrieben, Vater;" und ſeine Hand faßte unwillkürlich nach dem kleinen Ringe, den er unter ſeiner offnen Weſte barg.

Aber Hans Kirch hatte zu lang auf ſeinen Sohn gewartet. „Hüte Dich!" ſchrie er und zuckte mit dem ſchweren Schlüſſel gegen ſeines Sohnes Haupt. „Klopf'

nicht noch einmal ſo an Deines Vaters Thür! Sie könnte Dir verſchloſſen bleiben."

Heinz hatte ſich hoch aufgerichtet; das Blut war ihm ins Geſicht geſchoſſen; aber die Mutter hatte die Arme um ſeinen Hals gelegt, und die heftige Antwort unterblieb, die ſchon auf ſeinen Lippen ſaß. „Gute Nacht, Vater!" ſagte er, und ſchweigend die Hand der Mutter drückend, wandte er ſich ab und ging die Treppe hinauf in ſeine Kammer.

Am andern Tage war er fort. Die Mutter ging ſtill umher in dem ihr plötzlich öd' gewordenen Hauſe; die kleine Wieb trug ſchwer an ihrem jungen Herzen; nachdenklich und faſt zärtlich betrachtete ſie auf ihrem Arm die rothen Striemen, durch welche die Mutter für die Störung ihrer Nachtruhe ſich an ihr erholt hatte; waren ſie ihr doch faſt wie ein Angedenken an Heinz, das ſie immer hätte behalten mögen; nur Hans Kirch's Dichten und Trachten ſtrebte ſchon wieder rüſtig in die Zukunft.

Nach ſechs Wochen war ein Brief von Heinz gekommen; er brachte gute Nachricht; wegen kecken Zugreifens im rechten Augenblick hatte der Kapitän

freiwillig ſeine Heuer erhöht. Die Mutter trat herein, als ihr Mann den Brief ſoeben in die Taſche ſteckte. „Ich darf doch auch mit leſen?“ frug ſie ſcheu. „Du haſt doch gute Nachricht?“

„Ja, ja,“ ſagte Hans Kirch; „nun, nichts Beſonderes, als daß er Dich und ſeine Schweſter grüßen läßt.“

Am Tage darauf aber begann er allerlei Gänge in der Stadt zu machen; in die großen Häuſer mit breiten Beiſchlägen und unter dunklem Lindenſchatten ſah man ihn der Reihe nach hineingehen. Wer konnte wiſſen, wie bald der Junge ſein Steuermannsexamen hinter ſich haben würde; da galt es auch für ihn, noch eine Stufe höher aufzurücken. Im Deputirten-Collegium hatte er bereits einige Jahre geſeſſen; jetzt war ein Rathsherrnſtuhl erledigt, der von den übrigen Mitgliedern des Rathes zu beſetzen war.

Aber Hans Adams Hoffnungen wurden getäuſcht; auf dem erledigten Stuhle ſaß nach einigen Tagen ſein bisheriger College, ein dicker Bäckermeiſter, mit dem er freilich weder an Reichthum, noch an Leibesgewicht ſich meſſen durfte. Verdrießlich war er eben aus einer Deputirten-Sitzung gekommen, wo nun der Platz des Bäckers leer ge-

werden war, und ſtand noch, an einem Tabakendchen ſeinen Groll zerkauend, unter dem Schwanz des Rieſenfiſches, den ſie anno Siebenzig hier gefangen und zum Gedächtniß neben der Rathhausthür aufgehangen hatten, als ein ältliches, aber wehrhaftes Frauenzimmer über den Markt und grade auf ihn zu kam; ein mit zwei großen Schinken beladener Junge folgte ihr.

„Das ging den verkehrten Weg, Hans Adam!“ rief ſie ihn ſchon von Weitem zu.

Hans Adam hob den Kopf. „Du brauchſt das nicht über die Straße hinzuſchreien, Jule; ich weiß das ohne Dich.“

Es war ſeine ältere Schweſter, die nach ihres Mannes Tode mit der Kirch'ſchen Rührigkeit eine Speckhökerei betrieb. „Warum ſollte ich nicht ſchreien?“ rief ſie wiederum, „mir kann's recht ſein, wenn ſie es alle hören! Du biſt ein Geizhals, Hans Adam; aber Du haſt einen ſcharfen Kopf, und den können die regierenden Herren nicht gebrauchen, wenn er nicht zufällig auf ihren eigenen Schultern ſitzt; da paßt ihnen ſo eine blonde Semmel beſſer, wenn ſie denn doch einmal an uns Mittelbürgern nicht vorbeikönnen.“

„Du erzählſt mir ganz was Neues!“ ſagte der Bruder ärgerlich.

„Ja, ja, Hans Adam, Du biſt auch mir zu klug, jetzt ſäßeſt Du nicht ſo bald umſonſt in unſerem elterlichen Hauſe!“

Die brave Frau konnte es noch immer nicht verwinden, daß von einem Kaufluſtigen ihrem Bruder einſt ein höherer Preis geboten war, als wofür er das Haus in der Nachlaßtheilung übernommen hatte. Aber Hans Kirch war dieſen Vorwurf ſchon gewöhnt, er achtete nicht mehr darauf, zum Mindeſten ſchien es für ihn in dieſem Augenblicke nur ein Sporenſtich, um ſich von dem erhaltenen Schlage plötzlich wieder aufzurichten. Aeußerlich zwar ließ er den Kopf hängen, als ſähe er etwas vor ſich auf dem Straßenpflaſter; ſeine Gedanken aber waren ſchon raſtlos thätig, eine neue Bahn nach ſeinem Ziele hinzuſchaufeln: das war ihm klar, es mußte noch mehr erworben und — noch mehr erſpart werden; dem Druck des Silbers mußte bei wiederkehrender Gelegenheit auch dieſe Pforte noch ſich öffnen; und ſollte es für ihn ſelbſt nicht mehr gelingen, für ſeinen Heinz, bei deſſen beſſerer Schulbildung und ſtattlicherem Weſen, würde es damit ſchon durchzubringen ſein,

ſobald er ſeine Seemannsjahre nach Gebrauch als Kapitän beſchloſſen hätte.

Mit einer raſchen Bewegung hob Hans Adam ſeinen Kopf empor. „Weißt Du, Jule," — er that wie beiläufig dieſe Frage — „ob Dein Nachbar Schmüſer ſeinen großen Speicher noch verkaufen will?"

Frau Jule, die mit ihrer letzten Aeußerung ihn zu einer ganz anderen Antwort hatte reizen wollen und ſo lange ſchon darauf gewartet hatte, meinte ärgerlich, da thue er am beſten, ſelbſt darum zu fragen.

„Ja, ja; da haſt Du recht." Er nickte kurz und hatte ſchon ein paar Schritte der Straße zu gethan, in der Fritz Schmüſer wohnte, als die Schweſter, unachtend des Jungen, der ſeitwärts unter ſeinen Schinken ſtöhnte, ihn noch einmal feſtzuhalten ſuchte; ſo wohlfeil ſollte er denn doch nicht davon kommen. „Hans Adam!" rief ſie; „warte noch einen Augenblick! Dein Heinz . . ."

Hans Adam ſtand bei dieſem Namen plötzlich ſtill. „Was willſt Du, Jule?" frug er haſtig. „Was ſoll das mit meinem Heinz?"

„Nicht viel, Hans Adam; aber Du weißt wohl

nicht, was Dein gewitzter Junge noch am letzten Abend hier getrieben hat?"

„Nun?" stieß er hervor, als sie eine Pause machte, um erst die Wirkung dieses Eingangs abzuwarten; „sag's nur gleich auf einmal, Jule; ein Leblied sitzt doch nicht dahinter!"

„Je nachdem, Hans Adam, je nachdem! Bei der alten Tante war zum Adesagen freilich nicht viel Zeit; aber warum sollte er die schmucke Wieb, die kleine Matrosendirne, nicht von Neum bis Elf spazieren fahren? Es möchte wohl ein kalt' Vergnügen gewesen sein, da draußen auf dem Sund; aber wir Alten wissen's ja wohl noch, die Jugend hat allezeit ihr eigen Feuer bei sich."

Hans Adam zitterte, seine Oberlippe zog sich auf und legte seine vollen Zähne bloß. „Schwatz' nicht!" sagte er. „Sprich lieber, woher weißt Du das?"

„Woher?" Frau Jule schlug ein fröhliches Gelächter auf — „das weiß die ganze Stadt, am besten Christian Jensen, in dessen Boot die Lustfahrt vor sich ging! Aber Du bist ein Hitzkopf, Hans Adam, bei dem man sich leicht üblen Bescheid holen kann; und wer weiß denn auch, ob Dir die schmucke

Schwiegertochter recht ist? Im Uebrigen" — und sie faßte den Bruder an seinem Rockkragen und zog ihn dicht zu sich heran — „für die neue Verwandtschaft ist's doch so am besten, daß Du nicht auf den Rathsherrnstuhl hinaufgekommen bist."

Als sie solcherweise ihre Worte glücklich angebracht hatte, trat sie zurück. „Komm, Peter, vorwärts!" rief sie dem Jungen zu, und bald waren beide in einer der vom Markte anlaufenden Gassen verschwunden.

Hans Kirch stand noch wie angedonnert auf derselben Stelle. Nach einer Weile setzte er sich mechanisch in Bewegung und ging der Gasse zu, worin Fritz Schmüsers Speicher lag; dann aber kehrte er plötzlich wieder um. Bald darauf saß er zu Hause an seinem Pult und schrieb mit fliegender Feder einen Brief an seinen Sohn, in welchem in verstärktem Maaße sich der jähe Zorn ergoß, dessen Ausbruch an jenem letzten Abend durch die Dazwischenkunft der Mutter war verhindert worden.

Monate waren vergangen, die Plätze, von denen aus Heinz nach Abrede hätte schreiben sollen, mußten

längſt paſſirt ſein; aber Heinz ſchrieb nicht; dann kamen Nachrichten von dem Schiffe, aber kein Brief von ihm. Hans Kirch ließ ſich das ſo ſehr nicht anfechten: „Er wird ſchon kommen,“ ſagte er zu ſich ſelber; „er weiß gar wohl, was hier zu Haus für ihn zu holen iſt.“ Und ſomit, nachdem er den Schmüſerſchen Speicher um billigen Preis erworben hatte, arbeitete er rüſtig an der Ausbreitung ſeines Handels und ließ ſich keine Müh' verdrießen. Freilich, wenn er von den dadurch veranlaßten Reiſen, theils nach den Hafenſtädten des Inlandes, einmal ſogar mit ſeinem Schooner nach England, wieder heimkehrte, „Brief von Heinz?“ war jedesmal die erſte haſtige Frage an ſeine Frau, und immer war ein trauriges Kopfſchütteln die einzige Antwort, die er darauf erhielt.

Die Sorge, der auch er allmählich ſich nicht hatte erwehren können, wurde zerſtreut, als die Zeitungen die Rückkehr der „Hammonia“ meldeten. Hans Kirch ging unruhig in Haus und Hof umher, und Frau und Tochter hörten ihn oft heftig vor ſich hinreden; denn der Junge mußte jetzt ja ſelber kommen, und er hatte ſich vorgeſetzt, ihm ſcharf den Kopf zu waſchen. Aber eine Woche verging,

die zweite ging auch bald zu Ende, und Heinz war nicht gekommen. Auf eingezogene Erkundigung erfuhr man endlich, er habe auf der Rückfahrt nach Abkommen mit dem Kapitain eine neue Heuer angenommen; wohin, war nicht zu ermitteln. „Er will mir trotzen!“ dachte Hans Adam. „Sehen wir, wer's am längsten aushält von uns beiden!“ — Die Mutter, welche nichts von jenem Briefe ihres Mannes wußte, ging in kummervollem Grübeln und konnte ihren Jungen nicht begreifen; wagte sie es einmal ihren Mann nach Heinz zu fragen, so blieb er entweder ganz die Antwort schuldig oder hieß sie ihm mit dem Jungen ein für alle Mal nicht mehr zu kommen. In Einem zwar unterschied er sich von der gemeinen Art der Männer: er bürdete der armen Mutter nicht die Schuld an diesen Uebelständen auf; im Uebrigen aber war mit Hans Adam jetzt kein leichter Hausverkehr.

Sommer und Herbst gingen hin, und je weiter die Zeit verrann, desto fester wurzelte der Groll in seinem Herzen; der Name seines Sohnes wurde im eignen Hause nicht mehr ausgesprochen, und auch draußen scheute man sich nach Heinz zu fragen.

Schon wurde es wieder Frühling, als er eines

Morgens von seiner Hausthür aus den Herrn Pastor mit der Pfeife am Zaune seines Vorgartens stehen sah. Hans Kirch hatte Geschäfte weiter oben in der Straße und wollte mit stummem Hutrücken vorbeipassiren; aber der Nachbar Pastor rief mit aller Würde pfarramtlicher Ueberlegenheit ganz laut zu ihm hinüber: „Nun, Herr Kirch, noch immer keine Nachricht von dem Heinz?“

Hans Adam fuhr zusammen; aber er blieb stehen, die Frage war ihm lange nicht geboten worden. „Reden wir von was Anderem, wenn's gefällt, Herr Pastor!“ sagte er kurz und hastig.

Allein der Pastor fand sich zur Befolgung dieser Bitte nicht veranlaßt. „Mein lieber Herr Kirch, es ist nun fast das zweite Jahr herum; Sie sollten sich doch einmal wieder um den Sohn bekümmern!“

„Ich dächte, Herr Pastor, nach dem vierten Gebote wär' das umgekehrt!“

Der Pastor that die Pfeife aus dem Munde: „Aber nicht nach dem Gebote, in welchem nach des Herrn Wort die andern all' enthalten sind, und was wäre Euch näher, als Euer eigen Fleisch und Blut!“

„Weiß nicht, Ehrwürden,“ sagte Hans Kirch, „ich halte mich ans vierte.“

Es war etwas in seiner Stimme, das es dem Pastor rätlich machte, nicht mehr in diesem Tone fortzufahren. „Nun, nun," sagte er begütigend, „er wird ja schon wiederkehren, und wenn er kommt, er ist ja von Ihrer Art, Herr Nachbar, so wird es nicht mit leeren Händen sein!"

Etwas von dem Schmunzeln, das sich bei dieser letzten Rede auf des Pastors Antlitz zeigte, war doch auch auf das des Anderen übergegangen, und während sich der erstere mit einer grüßenden Handbewegung nach seinem Hause zurückwandte, trabte Hans Kirch munterer als seit lange die Straße hinauf nach seinem großen Speicher.

Es war am Tage danach, als der alte Postbote dieselbe Straße hinabschritt. Er ging rasch und hielt einen dicken Brief in der Hand, den er schon im Vorwege aus seiner Ledertasche hervorgeholt zu haben schien; aber ebenso rasch schritt, lebhaft auf ihn einredend, ein etwa sechzehnjähriges blondes Mädchen an seiner Seite. „Von einem guten Bekannten, sagst Du? Nein, narre mich nicht länger, alter Marten! Sag's doch, von wem ist er denn?"

„Ei, Du junger Dummbart," rief der Alte, indem er mit dem Briefe ihr vor den Augen gaukelte, „kann ich das wissen? Ich weiß nur, an wen ich ihn zu bringen habe."

„An wen, an wen denn, Marten?"

Er stand einen Augenblick und hielt die Schriftseite des Briefes ihr entgegen.

Die geöffneten Mädchenlippen versandten einen Laut, der nicht zu einem Wort gedieh.

„Von Heinz!" kam es dann schüchtern hintennach, und wie eine helle Lohe brannte die Freude auf dem jungen Antlitz.

Der Alte sah sie freundlich an. „Von Heinz?" wiederholte er schelmisch. „Ei, Wiebchen, mit den Augen ist das nicht darauf zu lesen!"

Sie sagte nichts; aber als er jetzt in der Richtung nach dem Kirch'schen Hause zuschritt, lief sie noch immer nebenher.

„Nun?" rief er, „Du denkst wohl, daß ich auch für Dich noch einen in der Tasche hätte?"

Da blieb sie plötzlich stehen, und während sie traurig mit dem Köpfchen schüttelte, ging der Bote mit dem dicken Briefe fort.

Als er die Kirch'sche Wohnung betrat, kam eben

die Hausmutter mit einem dampfenden Schüsselchen aus der Küche; sie wollte damit in das Oberhaus, wo im Giebelstübchen die kleine Lina an den Masern lag. Aber Marten rief sie an: „Frau Kirch! Frau Kirch! Was geben Sie für diesen Brief?“

Und schon hatte sie die an ihren Mann gerichtete Adresse gelesen und die Schrift erkannt. „Heinz!“ rief auch sie, „o von Heinz!“ und wie ein Jubel brach es aus dieser stillen Brust. Da kam von oben her die Kinderstimme: „Mutter! Mutter!“

„Gleich, gleich, mein Kind!“ Und nach einem dankbaren Nicken gegen den Boten flog sie die Treppen hinauf. „O Lina, Lina! Von Heinz, ein Brief von unserm Heinz!“

Im Wohnzimmer unten saß Hans Kirch an seinem Pulte, zwei aufgeschlagene Handelsbücher vor sich; er war mit seinem Verlust-Conto beschäftigt, das sich dies Mal ungewöhnlich groß erwiesen hatte. Verdrießlich hörte er das laute Reden draußen, das ihn in seiner Rechnung störte; als der Postbote hereintrat, fuhr er ihn an: „Was treibt er denn für Lärmen draußen mit der Frau?“

Statt einer Antwort überreichte Marten ihm den Brief.

Faſt grollend betrachtete er die Aufſchrift mit ſeinen ſcharfen Augen, die noch immer der Brille nicht bedurften. „Von Heinz,“ brummte er, nachdem er alle Stempel aufmerkſam beſichtigt hatte, „Zeit wär's denn auch einmal!“

Vergebens wartete der alte Marten, auch aus des Vaters Augen einen Freudenblitz zu ſehen; nur ein Zittern der Hand — wie er zu ſeinem Troſt bemerkte — konnte dieſer nicht bewältigen, als er jetzt nach einer Scheere langte, um den Brief zu öffnen. Und ſchon hatte er ſie angeſetzt, als Marten ſeinen Arm berührte: „Herr Kirch, ich darf wohl noch um dreißig Schilling' bitten!“

— „Wofür?“ — er warf die Scheere hin — „ich bin der Poſt nichts ſchuldig!“

„Herr, Sie ſehen ja wohl, der Brief iſt nicht frankirt.“

Er hatte es nicht geſehen; Hans Adam biß die Zähne auf einander: Dreißig Schillinge; warum denn auch nicht die noch zum Verluſt geſchrieben! Aber — die Bagatelle, die war's ja nicht; nein — was dahinter ſtand! Was hatte doch der Paſtor neulich hingeredet? Er würde nicht mit leeren Händen kommen! Nicht mit leeren Händen! — Hans Adam

lachte grimmig in ſich hinein. — Nicht 'mal das Porto hatte er gehabt! Und der, der ſollte im Magiſtrat den Sitz erobern, der für ihn, den Vater, ſich zu hoch erwieſen hatte!

Hans Kirch ſaß ſtumm und ſtarr an ſeinem Pulte; nur im Gehirne tobten ihm die Gedanken. Sein Schiff, ſeine Speicher, Alles, was er in ſo vielen Jahren ſchwer erworben hatte, ſtieg vor ihm auf und addirte wie von ſelber die ſtattlichen Summen ſeiner Arbeit. Und das, das Alles ſollte er dieſem . . . Er dachte den Satz nicht mehr zu Ende; ſein Kopf brannte, es brauſte ihm vor den Ohren. „Lump!“ ſchrie er plötzlich, „in Deines Vaters Haus!“

Der Brief war dem erſchrocknen Boten vor die Füße geſchleudert. „Nimm,“ ſchrie er, „ich kauf' ihn nicht; der iſt für mich zu theuer!“ Und Hans Kirch griff zur Feder und blätterte in ſeinen Contobüchern.

Der gutmüthige Alte hatte den Brief aufgehoben und verſuchte beſcheiden noch einige Ueberredung; aber der Hausherr trieb ihn fort, und er war nur froh, die Straße zu erreichen, ohne daß er der Mutter zum zweiten Mal begegnet wäre.

Als er ſeinen Weg nach dem Südende der Stadt

fortſetzte, kam Wieb eben von dort zurück; ſie hatte in einer Brennerei, welche hier das letzte Haus bildete, eine Beſtellung ausgerichtet. Ihre Mutter war nach dem plötzlichen Tode „ihres Mannes zur See“ in aller Form Rechtens die Frau „ihres Mannes auf dem Lande“ geworden und hatte mit dieſem eine Matroſenſchenke am Hafenplatz errichtet. Viel Gutes wurde von der neuen Wirthſchaft nicht geredet; aber wenn an Herbſtabenden die über der Hausthür brennende rothe Laterne ihren Schein zu den Schiffen hinabwarf, ſo ſaß es da drinnen in der Schenkſtube bald Kopf an Kopf, und der Brenner draußen am Stadtende hatte dort gute Kundſchaft.

Als Wieb ſich dem alten Poſtboten näherte, bemerkte ſie ſogleich, daß er jetzt recht mürriſch vor ſich hinſah; und dann — er hatte ja den Brief von Heinz noch immer in der Hand. „Marten!“ rief ſie — ſie hätte es nicht laſſen können — „der Brief, haſt Du ihn noch? War denn ſein Vater nicht zu Hauſe?“

Marten machte ein grimmiges Geſicht. „Nein, Kind, ſein Vater war wohl nicht zu Hauſe; der alte Hans Kirch war da; aber für den war der Brief zu theuer.“

Die blauen Mädchenaugen sahen ihn erschrocken an. „Zu theuer, Marten?“

— „Ja, ja; was meinst Du, unter dreißig Schillingen war er nicht zu haben.“

Nach diesen Worten steckte Marten den Brief in seine Ledertasche und trat mit einem andern, den er gleichzeitig hervorgezogen hatte, in das nächste Haus.

Wieb blieb auf der Gasse stehen. Einen Augenblick noch sah sie auf die Thür, die sich hinter dem alten Mann geschlossen hatte; dann, als käme ihr plötzlich ein Gedanke, griff sie in ihre Tasche und klimperte darin, als wie mit kleiner Silbermünze. Ja, Wieb hatte wirklich Geld in ihrer Tasche; sie zählte es sogar, und es war eine ganze Handvoll, die sie schon am Vormittage hinter dem Schenktisch eingenommen hatte. Zwar, es gehörte nicht ihr, das wußte sie recht wohl; aber was kümmerte sie das, und mochte ihre Mutter sie doch immer dafür schlagen! „Marten,“ sagte sie hastig, als dieser jetzt wieder aus dem Hause trat, und streckte eine Hand voll kleiner Münze ihm entgegen; „da ist das Geld, Marten; gieb mir den Brief!“

Marten sah sie voll Verwunderung an.

„Gieb ihn doch!“ drängte sie. „Hier sind ja

Deine dreißig Schillinge!“ Und als der Alte den Kopf ſchüttelte, faßte ſie mit der freien Hand an ſeine Taſche: „O bitte, bitte, lieber Marten, ich will ihn ja nur einmal zuſammen mit ſeiner Mutter leſen.“

„Kind,“ ſagte er, indem er ihre Hand ergriff und ihr freundlich in die angſtvollen Augen blickte, „wenn's nach mir ginge, ſo wollten wir den Handel machen; aber ſelbſt der Poſtmeiſter darf Dir keinen Brief verkaufen.“ Er wandte ſich von ihr ab und ſchritt auf ſeinem Botenwege weiter.

Aber ſie lief ihm nach, ſie hing ſich an ſeinen Arm, ihr einfältiger Mund hatte die beſten Bitt- und Schmeichelworte für den alten Marten und ihr Kopf die allerdümmſten Einfälle; nur leihen ſollte er ihr zum Mindeſten den Brief; er ſollte ihn ja noch heute Abend wieder haben.

Der alte Marten gerieth in große Bedrängniß mit ſeinem weichen Herzen; aber ihm blieb zuletzt nichts übrig, er mußte das Kind gewaltſam von ſich ſtoßen.

Da blieb ſie zurück; mit der Hand fuhr ſie an die Stirn unter ihr goldblondes Haar, als ob ſie ſich beſinnen müſſe; dann ließ ſie das Geld in ihre

Tasche fallen und ging langsam nach dem Hafenplatze zu. Wer den Weg entgegen kam, sah ihr verwundert nach; denn sie hatte die Hände auf die Brust gepreßt und schluchzte überlaut

---

Seitdem waren fünfzehn Jahre hingegangen. Die kleine Stadt erschien fast unverändert; nur daß für einen jungen Kaufherrn aus den alten Familien am Markt ein neues Haus erbaut war, daß Telegraphendrähte durch die Gassen liefen und auf dem Posthaus-Schilde jetzt mit goldenen Buchstaben „Kaiserliche Reichspost" zu lesen war; wie immer rollte die See ihre Wogen an den Strand, und wenn der Nordwest vom Ostnordost gejagt wurde, so spülte das Hochwasser an die Mauern der Brennerei, die auch jetzt noch in der rothen Laterne ihre beste Kundschaft hatte; aber das Ende der Eisenbahn lag noch manche Meile landwärts hinter dem Hügelzuge, sogar auf dem Bürgermeisterstuhle saß trotz der neuen Segnungen noch im guten alten Style ein studirter Mann, und der Magistrat behauptete sein altes Ansehen, wenngleich die Senatoren jetzt in „Stadträthe" und die Deputirten in „Stadtverordnete" verwandelt

waren; die Abſchaffung der Bürgerglocke als eines alten Zopfes war in der Stadtverordneten-Verſammlung von einem jungen Mitgliede zwar in Vorſchlag gebracht worden, aber zwei alte Herren hatten ihr das Wort geredet; die Glocke hatte ſie in ihrer Jugend von manchem dummen Streich nach Haus getrieben; weshalb ſollte jetzt das junge Volk und das Geſinde nicht in gleicher Zucht gehalten werden? Und nach wie vor, wenn es zehn vom Thurm geſchlagen hatte, bimmelte die kleine Glocke hinterdrein und ſchreckte die Pärchen auseinander, welche auf dem Markt am Brunnen ſchwatzten

Nicht ſo unverändert war das Kirch'ſche Haus geblieben. Heinz war nicht wieder heimgekommen, er war verſchollen; es fehlte nur, daß er auch noch gerichtlich für todt erklärt werden wäre; von den jüngeren Leuten wußte Mancher kaum, daß es hier jemals einen Sohn des alten Kirch gegeben habe. Damals freilich, als der alte Marten den Vorfall mit dem Briefe bei ſeinen Gängen mit herumgetragen hatte, war von Vater und Sohn genug geredet worden; und nicht nur von dieſen, auch von der Mutter, von der man niemals redete, hatte man erzählt, daß ſie derzeit, als es endlich auch ihr von draußen zugetragen

werden, zum ersten Mal sich gegen ihren Mann erhoben habe. „Hans! Hans!“ so hatte sie ihn angesprochen, ohne der Magd zu achten, die an der Küchenthür gelauscht hatte; „das war Dein Recht nicht ohne mich zu thun! Nun können wir nur beten, daß der Brief nicht zu dem Schreiber wiederkehre; doch Gott wird ja so schwere Schuld nicht auf Dich laden.“ Und Hans Adam, während ihre Augen voll und thränenlos ihn angesehen, hatte hierauf nichts erwidert, nicht ein Sterbenswörtlein; sie aber hatte nicht nur gebetet überall hin, wenn auch stets vergebens, hatte sie nach ihrem Sohne forschen lassen; die Kosten, die dadurch verursacht wurden, entnahm sie ohne Scheu den kleineren Kassen, welche sie verwaltete; und Hans Adam, obgleich er bald deß inne wurde, hatte sie still gewähren lassen. Er selbst that nichts dergleichen; er sagte es sich beharrlich vor, der Sohn, ob brieflich oder in Person, müsse anders oder niemals wieder an die Thür des Elternhauses klopfen.

Und der Sohn hatte niemals wieder angeklopft. Hans Adams Haar war nur um etwas rascher grau geworden; der Mutter aber hatte endlich das stumme Leid die Brust zernagt, und als die Tochter aufgewachsen war, brach sie zusammen. Nur Eins war

ſtark in ihr geblieben, die Zuverſicht, daß ihr Heinz einſt wiederkehren werde; doch auch die trug ſie im Stillen. Erſt da ihr Leben ſich raſch zu Ende neigte, nach einem heftigen Anfall ihrer Schwäche, trat es einmal über ihre Lippen. Es war ein froſtheller Weihnachtsmorgen, als ſie, von der Tochter geſtützt, mühſam die Treppe nach der oben belegenen Schlafkammer emporſtieg. Eben, als ſie auf halbem Wege, tief aufathmend und wie hülflos um ſich blickend, gegen das Geländer lehnte, brach die Wintersſonne durch die Scheiben über der Hausthür und erleuchtete mit ihrem blaſſen Schein den dunklen Flur. Da wandte die kranke Frau den Kopf zu ihrer Tochter: „Lina,“ ſagte ſie geheimnißvoll, und ihre matten Augen leuchteten plötzlich in beängſtigender Verklärung, „ich weiß es, ich werde ihn noch wiederſehen! Er kommt einmal ſo, wenn wir es gar nicht denken!“

„Meinſt Du, Mutter?“ frug die Tochter faſt erſchrocken.

„Mein Kind; ich meine nicht; ich weiß es ganz gewiß!“

Dann hatte ſie ihr lächelnd zugenickt; und bald lag ſie zwiſchen den weißen Linnen ihres Bettes, welche in wenigen Tagen ihren todten Leib umhüllen ſollten.

In dieser letzten Zeit hatte Hans Kirch seine Frau fast keinen Augenblick verlassen; der Bursche, der ihm sonst im Geschäfte nur zur Hand ging, war schier verwirrt geworden über die ihn plötzlich treffende Selbstverantwortlichkeit; aber auch jetzt wurde der Name des Sohnes zwischen den beiden Eltern nicht genannt; nur da die schon erlöschenden Augen der Sterbenden weit geöffnet und wie suchend in die leere Kammer blickten, hatte Hans Kirch, als ob er ein Versprechen gebe, ihre Hand ergriffen und gedrückt; dann hatten ihre Augen sich zur letzten Lebensruhe zugethan.

Aber wo war, was trieb Heinz Kirch in der Stunde, als seine Mutter starb?

Ein paar Jahre weiter, da war der spitze Giebel des Kirchschen Hauses abgebrochen und statt dessen ein volles Stockwerk auf das Erdgeschoß gesetzt worden; und bald hauste eine junge Wirthschaft in den neuen Zimmern des Oberbaues; denn die Tochter hatte den Sohn eines wohlhabenden Bürgers aus der Nachbarstadt geheirathet, der dann in das Geschäft ihres Vaters eingetreten war. Hans Kirch begnügte sich

mit den Räumen des alten Unterbaues; die Schreibstube neben der Hausthür bildete zugleich sein Wohnzimmer. Dahinter, nach dem Hofe hinaus, lag die Schlafkammer; so saß er ohne viel Treppensteigen mitten im Geschäft und konnte trotz des anrückenden Greisenalters und seines jungen Partners die Fäden noch in seinen Händen halten. Anders stand es mit der zweiten Seite seines Wesens; schon mehrmals war ein Wechsel in den Magistratspersonen eingetreten; aber Hans Kirch hatte keinen Finger darum gerührt; auch, selbst wenn er darauf angesprochen worden, kein Für oder Wider über die neuen Wahlen aus seinem Munde geben lassen.

Dagegen schlenderte er jetzt oft, die Hände auf dem Rücken, bald am Hafen, bald in den Bürgerpark, während er sonst auf alle Spaziergänger nur mit Verachtung herabgesehen hatte. Bei anbrechender Dämmerung konnte man ihn auch wohl draußen über der Bucht auf dem hohen Ufer sitzen sehen; er blickte dann in die offene See hinaus und schien keinen der Wenigen, die vorüberzingen, zu bemerken. Traf es sich, daß aus dem Abendroth ein Schiff hervorbrach und mit vollen Segeln auf ihn zuzukommen schien, dann nahm er seine Mütze ab und

strich mit der andern Hand sich zitternd über seinen grauen Kopf. — Aber nein; es geschahen ja keine Wunder mehr; weshalb sollte denn auch Heinz auf jenem Schiffe sein? — Und Hans Kirch schüttelte sich und trat fast zornig seinen Heimweg an.

Der ganze Ehrgeiz des Hauses schien jedenfalls, wenn auch in anderer Form, jetzt von dem Tochtermann vertreten zu werden; Herr Christian Martens hatte nicht geruht, bis die Familie unter den Mitgliedern der Harmoniegesellschaft figurirte, von der bekannt war, daß nur angesehenere Bürger zugelassen wurden. Der junge Ehemann war, wovon der Schwiegervater sich zeitig und gründlich überzeugt hatte, ein treuer Arbeiter und keinesweges ein Verschwender; aber – für einen feinen Mann gelten, mit den Honoratioren einen vertraulichen Händedruck wechseln, etwa noch eine schwergoldene Kette auf brauner Sammetweste, das mußte er daneben haben. Hans Kirch zwar hatte Anfangs sich gesträubt; als ihm jedoch in einem stillen Nebenstübchen eine solide Partie „Sechsundsechzig" mit ein paar alten seebefahrenen Herren eröffnet wurde, ging auch er mit seinen Kindern in die Harmonie.

So war die Zeit verflossen, als an einem

ſonnigen Vormittage im September Hans Kirch vor ſeiner Hausthür ſtand; mit ſeinem krummen Rücken, ſeinem hängenden Kopfe, und wie gewöhnlich beide Hände in den Taſchen. Er war eben von ſeinem Speicher heimgekommen; aber die Neugier hatte ihn wieder hinausgetrieben; denn durchs Fenſter hatte er linkshin auf dem Markte, wo ſonſt nur Hühner und Kinder liefen, einen großen Haufen erwachſener Menſchen, Männer und Weiber, und offenbar in lebhafter Unterhaltung mit einander wahrgenommen; er hielt die Hand ans Ohr, um etwas zu erhorchen; aber ſie ſtanden ihm doch zu fern. Da löſte ſich ein ſtarkes, aber anſcheinend hochbetagtes Frauenzimmer aus der Menge; ſie mochte halb erblindet ſein, denn ſie fühlte mit einem Krückſtock vor ſich hin; gleichwohl kam ſie bald raſch genug gegen das Kirchſche Haus daher gewandert. „Jule!“ brummte Hans Adam. „Was will Jule?“

Seitdem der Bruder ihr vor einigen Jahren ein größeres Darlehn zu einem Einkauf abgeſchlagen hatte, waren Wort und Gruß nur ſelten zwiſchen ihnen gewechſelt worden; aber jetzt ſtand ſie vor ihm; ſchon von weitem hatte ſie ihm mit ihrer Krücke zugewinkt. Im erſten Antrieb hatte er ſich umwenden

und in ſein Haus zurückgehen wollen; aber er blieb doch. „Was willſt Du, Jule?“ frug er. „Was veraccordiren die da auf dem Markt?“

„Was die veraccordiren, Hans? Ja, leihſt Du mir jetzt die hundert Thaler, wenn ich Dir's erzähle?“

Er wandte ſich jetzt wirklich, um ins Haus zu treten.

„Nun, bleib nur!“ rief ſie. „Du ſollſt's umſonſt zu wiſſen kriegen; Dein Heinz iſt wieder da!“

Der Alte zuckte zuſammen. „Wo? Was?“ ſtieß er hervor und fuhr mit dem Kopf nach allen Seiten. Die Speckhökerin ſah mit Vergnügen, wie ſeine Hände in den weiten Taſchen ſchletterten.

„Wo?“ wiederholte ſie und ſchlug den Bruder auf den krummen Rücken. „Komm zu Dir, Hans! Hier iſt er noch nicht; aber in Hamburg, beim Schlafbaas in der Johannisſtraße!“

Hans Kirch ſtöhnte. „Weibergewäſch!“ murmelte er. „Siebzehn Jahre fort; der kommt nicht wieder — der kommt nicht wieder“

Aber die Schweſter ließ ihn nicht los. „Kein Weibergewäſch, Hans! Der Fritze Reimers, der mit ihm in Schlafſtelle liegt, hat's nach Haus geſchrieben.“

„Ja, Jule, der Fritze Reimers hat ſchon mehr gelogen!“

Die Schweſter ſchlug die Arme unter ihrem vollen Buſen um einander. „Zitterſt Du ſchon wieder für Deinen Geldſack?“ rief ſie höhnend. „Ei nun, für dreißig Reichsgulden haben ſie unſern Herrn Chriſtus verrathen, ſo konnteſt Du Dein Fleiſch und Blut auch wohl um dreißig Schillinge verſtoßen. Aber jetzt kannſt Du ihn alle Tage wieder haben! Rathsherr freilich wird er nun wohl nicht mehr werden; Du mußt ihn nun ſchon nehmen, wie Du ihn Dir ſelbſt gemacht haſt!“

Aber die Fauſt des Bruders packte ihren Arm; ſeine Lippen hatten ſich zurückgezogen und zeigten das noch immer ſtarke vollzählige Gebiß. „Nero! Nero!“ ſchrie er mit heiſerer Stimme in die offene Hausthür, während ſogleich das Aufrichten des großen Hausbundes drinnen hörbar wurde. „Weib, verdammtes, ſoll ich Dich mit Hunden von der Thüre hetzen!“

Frau Jule's ſittliche Entrüſtung mochte indeſſen nicht ſo tief gegangen ſein; hatte ſie doch ſelbſt vor einem halben Jahre ihre einzige Tochter faſt mit Gewalt an einen reichen Trunkenbold verheirathet, um von ſeinen Capitalien in ihr Geſchäft zu bringen; es hatte ſie nur gereizt, ihrem Bruder, wie ſie ſpäter

meinte, für die hundert Thaler auch einmal etwas auf den Steck zu thun. Und so war sie denn schon dabei, ihm wieder gute Worte zu geben, als vom Markte her ein älterer Mann zu den Geschwistern trat. Es war der Krämer von der Ecke gegenüber; „Kommt, Nachbar," sagte dieser, indem er Hans Adams Hand faßte, „wir wollen in Ihr Zimmer gehen; das gehört nicht auf die Straße!"

Frau Jule nickte ein paar Mal mit ihrem dicken Kopfe. „Das mein' ich auch, Herr Rickerts," rief sie, indem sie sich mit ihrem Krückstocke nach der Straße hinunterfühlte; „erzählen Sie's ihm besser; seiner Schwester hat er es nicht glauben wollen! Aber, Hans, wenn's Dir an Reisegeld nach Hamburg fehlen sollte?"

Sie bekam keine Antwort; Herr Rickerts trat mit dem Bruder schon in dessen Zimmer. „Sie wissen es also, Nachbar!" sagte er; „es hat seine Richtigkeit; ich habe den Brief von Fritze Reimers selbst gelesen."

Hans Kirch hatte sich in seinen Lehnstuhl gesetzt, und starrte, mit den Händen auf den Knieen, vor sich hin. „Von Fritze Reimers?" frug er dann. „Aber Fritze Reimers ist ein Windsack, ein rechter Weißfisch!"

„Das freilich, Nachbar, und er hat auch diesmal

ſeine eigne Schande nach Haus geſchrieben. Beim Schlafbaas in der Johannisſtraße haben ſie Abends in der Schenkſtube beiſammen geſeſſen, deutſche Seeleute, aber aus allen Meeren, Fritze Reimers und noch zwei andre unſrer Jungens mit dazwiſchen. Nun haben ſie geredet über weder und wohin; zuletzt, wo ein jeder von ihnen denn zuerſt die Wand beſchrieen habe. Als an den Reimers dann die Reihe gekommen iſt, da hat er — Sie kennen's ja wohl, Nachbar — das dumme Lied geſungen, worin ſie den großen Fiſch an unſerm Rathhaus in einen elenden Pütt verwandelt haben; kaum aber iſt das Wort heraus geweſen, ſo hat vom andern Ende des Tiſches Einer gerufen: „Das iſt kein Pütt, das iſt der Schwanz von einem Pottkopf, und der iſt doppelt ſo lang, als Arm und Bein bei Dir zuſammen!"

Der Mann, der das geſprochen hat, iſt vielleicht um zehn Jahre älter geweſen, als unſere Jungens, die da mitgeſeſſen, und hat ſich John Smidt genannt

Fritze Reimers aber hat nicht geantwortet, ſondern weiter fortgeſungen, wie es in dem Liede heißt: ‚Und ſie handeln, ſagt er, da mit Macht, ſagt er; hab'n zwei Böte, ſagt er, und 'ne Jacht!'"

„Der Schnöſel!" rief Hans Kirch; „und ſein

Vater hat bis an ſeinen Tod auf meinem Schooner gefahren!“

„Ja, ja, Nachbar; der Johu Smidt hat auch auf den Tiſch geſchlagen. Pfui für den Vogel, der ſein eigen Neſt beſchmutzt!“

„Recht ſo!“ ſagte Hans Kirch; „er hätte ihn nur auf ſeinen dünnen Schädel ſchlagen ſollen!“

„Das that er nicht; aber als der Reimers ihm zugerufen, was er dabei denn mitzureden habe, da —“

Hans Kirch hatte des Andern Arm gefaßt. „Da?“ wiederholte er.

„Ja, Nachbar —“ und des Erzählers Stimme wurde leiſer — „da hat Johu Smidt geſagt, er heiße eigentlich Heinz Kirch, und ob er denn auch nun noch etwas von ihm kaufen wolle. — Sie wiſſen es ja, Nachbar, unſre Jungens geben ſich da drüben manchmal andre Namen, Smidt oder Mayer, oder wie es eben kommen mag, zumal wenn's mit dem Heuer-Wechſel nicht ſo ganz in Ordnung iſt. Und dann, ich bin ja erſt ſeit ſechzehn Jahren hier; aber, nach Hörenſagen, es muß Ihrem Heinz ſchon ähnlich ſehen, das!“

Hans Kirch nickte. Es wurde ganz ſtill im Zimmer, nur der Perpendikel der Wanduhr tickte;

dem alten Schiffer war, als fühle er eine erkaltende Hand, die den Druck der seinigen erwarte.

Der Krämer brach zuerst das Schweigen „Wann wollen Sie reisen, Nachbar?“ frug er.

„Heute Nachmittag,“ sagte Hans Kirch und suchte sich so grade wie möglich aufzurichten.

— „Sie werden gut thun, sich reichlich mit Gelde zu versehen; denn die Kleidung Ihres Sohnes soll just nicht im besten Stande sein.“

Hans Kirch zuckte. „Ja, ja; noch heute Nachmittag.“

Dies Gespräch hatte eine Zuhörerin gehabt; die junge Frau, welche zu ihrem Vater wollte, hatte vor der halboffenen Thür des Bruders Namen gehört und war aufhorchend stehen geblieben. Jetzt flog sie, ohne einzutreten, die Treppe wieder hinauf nach ihrem Wohnzimmer, wo eben ihr Mann, am Fenster sitzend, sich zu besonderer Ergötzung eine Havannah aus dem Sonntagskistchen angezündet hatte. „Heinz!“ rief sie jubelnd ihm entgegen, wie vor Zeiten ihre Mutter es gerufen hatte, „Nachricht von Heinz! Er lebt, er wird bald bei uns sein!“ Und mit überstürzenden Worten

erzählte ſie, was ſie unten im Flur erlauſcht hatte. Plötzlich aber hielt ſie inne und ſah auf ihren Mann, der nachdenklich die Rauchwölkchen vor ſich hinblies.

„Chriſtian!“ rief ſie und kniete vor ihm hin; „mein einziger Bruder! Freuſt Du Dich denn nicht?“

Der junge Mann legte die Hand auf ihren Kopf: „Verzeih' mir, Lina; es kam ſo unerwartet; Dein Bruder iſt für mich noch gar nicht dageweſen; es wird ja nun ſo Vieles anders werden.“ Und bedutſam und verſtändig, wie es ſich für einen wohldenkenden Mann geziemt, begann er dann ihr darzulegen, wie durch dieſe nicht mehr vermutete Heimkehr die Grundlagen ihrer künftigen Exiſtenz beſchränkt, ja vielleicht erſchüttert würden. Daß ſeinerſeits die Verſchollenheit des Hauſes ihnes, wenn auch ihm ſelbſt kaum eingeſtanden, wenigſtens den zweiten Grund zum Werben um Hans Adams Tochter abgegeben habe, das ließ er freilich nicht zu Worte kommen, ſo aufdringlich es auch jetzt vor ſeiner Seele ſtand.

Frau Lina hatte aufmerkſam gehört. Da aber ihr Mann jetzt ſchwieg, ſchüttelte ſie nur lächelnd ihren Kopf: „Du ſollſt ihn nur erſt kennen lernen; e, Heinz war niemals eigennützig.“

Er ſah ſie herzlich an. „Gewiß, Lina; wir müſſen

uns darin zu finden wissen; um beste besser, wenn er wiederkehrt, wie Du ihn einst gekannt hast."

Die junge Frau schlug den Arm um ihres Mannes Nacken: „O, Du bist gut, Christian! Gewiß, Ihr werdet Freunde werden!"

Dann ging sie hinaus; in die Schlafkammer, in die beste Stube, an den Heerd; aber ihre Augen blickten nicht mehr so froh, es war auf ihre Freude doch ein Reif gefallen. Nicht, daß die Bedenken ihres Mannes auch ihr Herz bedrängten; nein, aber daß so etwas überhaupt nur sein könne; sie wußte selber kaum, weshalb ihr Alles jetzt so öde schien.

Einige Tage später war Frau Lina beschäftigt, in dem Oberbau die Kammer für den Bruder zu bereiten; aber auch heute war ihr die Brust nicht freier. Der Brief, worin der Vater sein und des Sohnes Ankunft gemeldet hatte, enthielt kein Wort von einem frohen Wiedersehen zwischen beiden; wohl aber ergab der weitere Inhalt, daß der Wiedergefundene sich anfangs unter seinem angenommenen Namen vor dem Vater zu verbergen gesucht habe

und diesem wohl nur widerstrebend in die Heimath folgen werde.

Als dann an dem bezeichneten Sonntagabend das junge Ehepaar zu dem vor dem Hause haltenden Wagen hinausgetreten war, sahen sie bei dem Lichtschein, der aus dem offenen Flur fiel, einen Mann herabsteigen, dessen wetterbartes Antlitz mit dem röthlichen Vollbart und dem kurzgeschorenen braunen Haupthaar fast einen Vierziger anzudeuten schien; eine Narbe, die über Stirn und Auge lief, mochte indessen dazu beitragen ihn älter erscheinen zu lassen, als er wirklich war. Nach ihm kletterte langsam Hans Kirch vom Wagen. „Nun Heinz," sagte er, nach einander auf die Genannten hinweisend, „das ist Deine Schwester Lina, und das ihr Mann Christian Martens; Ihr müßt Euch zu vertragen suchen."

Ebenso nacheinander streckte diesen jetzt Heinz die Hand entgegen und schüttelte die ihre kurz mit einem trocknen: „Very well." Er that dieß mit einer unbeholfenen Verlegenheit; mochte die Art seiner Heimkehr ihn bedrücken, oder fühlte er eine Zurückhaltung in der Begrüßung der Geschwister; denn freilich, sie hatten von dem Wiederkehrenden sich ein anderes Bild gemacht.

Nachdem alle in das Haus getreten waren, geleitete Frau Lina ihren Bruder die Treppe hinauf nach ſeiner Kammer. Es war nicht mehr dieſelbe, in der er einſt als Knabe geſchlafen hatte, es war hier eben ja Alles neu geworden; aber er ſchien nicht darauf zu achten. Die junge Frau legte das Reiſegepäck, das ſie ihm nachgetragen hatte, auf den Fußboden. „Hier iſt Dein Bett," ſagte ſie dann, indem ſie die weiße Schutzdecke abnahm und zuſammenlegte; „Heinz, mein Bruder, Du ſollſt recht ſanft hier ſchlafen!"

Er hatte den Rock abgeworfen und war mit aufgeſtreiften Aermeln an den Waſchtiſch getreten. Jetzt wandte er raſch den Kopf, und ſeine braunen blitzenden Augen ruhten in den ihren. „Dank Schweſter;" ſagte er. Dann tauchte er den Kopf in die Schale und ſprudelte mit dem Waſſer umher, wie es wohl Leuten eigen iſt, die dergleichen im Freien zu verrichten pflegen. Die Schweſter, am Thürpfoſten lehnend, ſah dem ſchweigend zu; ihre Frauenaugen muſterten des Bruders Kleidung, und ſie erkannte wohl, daß Alles neu geſchafft ſein mußte; dann blieben ihre Blicke auf den braunen ſehnigen Armen des Mannes haften, die noch mehr Narben zeigten als

das Antlitz. „Armer Heinz,“ ſagte ſie, zu ihm hinübernickend; „die müſſen ſchwere Arbeit gethan haben!“

Er ſah ſie wieder an; aber diesmal war es ein wildes Feuer, das aus ſeinen Augen brach. „Demonio!“ rief er, die aufgeſtreckten Arme ſchüttelnd; „allerlei Arbeit, Schweſter! Aber — basta y basta!“ Und er tauchte wieder den Kopf in die Schale und warf das Waſſer über ſich, als müſſe er, Gott weiß was, herunterſpülen.

Beim Abendthee, den die Familie zuſammen einnahm, wollte eine Unterhaltung nicht recht gerathen. „Ihr ſeid weit umhergekommen, Schwager;“ ſagte nach einigen vergeblichen Anläufen der junge Ehemann; „Ihr müßt uns viel erzählen.“

„Weit genug,“ erwiderte Heinz; aber zum Erzählen kam es nicht; er gab nur kurze allgemeine Antwort.

„Laß ihn, Chriſtian!“ mahnte Frau Lina; „er muß erſt eine Nacht zu Haus geſchlafen haben.“ Dann aber, damit es am erſten Abend nicht gar zu ſtille werde, begann ſie ſelbſt die wenigen Erinnerungen aus des Bruders Jugendjahren auszukramen, die ſie nach eigenem Erlebniß oder den Erzählungen der Mutter noch bewahrte.

Heinz hörte ruhig zu. „Und dann," fuhr sie fort; „damals, als Du Dir den großen Anker mit Deinem Namen auf den Arm geätzt hattest! Ich weiß noch, wie ich schrie, als Du so verbrannt nach Hause kamst, und wie dann der Physicus gebeten wurde. Aber" — und sie stutzte einen Augenblick — „war es denn nicht auf dem linken Unterarm?"

Heinz nickte: „Mag wohl sein; das sind so Jungenestreiche."

„Aber, Heinz, — es ist ja nicht mehr da; ich meinte, so was könne nie vergehen!"

„Muß doch wohl, Schwester; sind verteufelte Krankheiten da drüben; man muß schon oft zufrieden sein, wenn sie einem nicht gar die Haut vom Leibe ziehen."

Hans Kirch hatte nur ein halbes Ohr nach dem, was hier gesprochen wurde. Noch mehr als sonst in sich zusammengesunken verzehrte er schweigend sein Abendbrod; nur bisweilen warf er von unten auf einen seiner scharfen Blicke auf den Heimgekehrten, als wolle er prüfen, was mit diesem Sohn noch zu beginnen sei.

— — Aber auch für die folgenden Tage blieb dies wortkarge Zusammensein. Heinz erkundigte sich weder nach früheren Bekannten, noch sprach er von

dem, was weiter denn mit ihm geſchehen ſolle. Hans Adam frug ſich, ob der Sohn das erſte Wort von ihm erwarte, oder ob er überhaupt nicht an das Morgen denke; „ja, ja,“ murmelte er dann und nickte heftig mit ſeinem grauen Kopfe; „er iſt's ja ſiebzehn Jahre ſo gewohnt geworden.“

Aber auch heimiſch ſchien Heinz ſich nicht zu fühlen. Hatte er kurze Zeit im Zimmer bei der Schweſter ſeine Cigarre geraucht, ſo trieb es ihn wieder fort; hinab nach dem Hafen, wo er dem oder jenem Schiffer ein paar Worte zurief, oder nach dem großen Speicher, wo er theilnahmlos dem Abladen der Steinkohlen oder andern Arbeiten zuſah. Ein paar Mal, da er unten im Kontor geſeſſen, hatte Hans Kirch das eine oder andere der Geſchäftsbücher vor ihm aufgeſchlagen, damit er von dem gegenwärtigen Stande des Hauſes Einſicht nehme; aber er hatte ſie jedes Mal nach kurzem Hinundherblättern wie etwas Fremdes wieder aus der Hand gelegt.

In Einem aber ſchien er, zur Beruhigung des jungen Ehemannes, der Schilderung zu entſprechen, die Frau Lina an jenem Vormittage von ihrem Bruder ihm entworfen hatte: an eine Ausnutzung ſeiner Sohnesrechte ſchien der Heimgekehrte nicht zu denken.

Und noch ein Zweites war dem Frauenauge nicht entgangen. Wie der Bruder einſt mit ihr, der ſo viel jüngeren Schweſter, ſich herumgeſchleppt, ihr erzählt und mit ihr geſpielt hatte, mit ihr — und wie ſie von der Mutter wußte — früher auch mit einer Anderen, der er bis jetzt mit keinem Worte nachgefragt, und von der zu reden ſie vermieden hatte, in gleicher Weiſe ließ er jetzt, wenn er am Nachmittage draußen auf dem Beiſchlag ſaß, den kleinen Sohn des Krämers auf ſeinem Schooß umherklettern und ſich Bart und Haar von ihm zerzauſen; dann konnte er auch lachen, wie Frau Lina meinte, es einſt im Garten oder auf jenen Sonntags-Wanderungen mit der Mutter von ihrem Bruder Heinz gehört zu haben. Schon am zweiten Tage, da ſie eben in Hut und Tuch aus der Hausthür zu ihm treten wollte, hatte ſie ihn ſo getroffen. Der kleine Bube ſtand auf ſeinen Knieen und hielt ihn bei der Naſe: „Du willſt mir was vorlügen, Du großer Schiffer!“ ſagte er und ſchüttelte derb an ihm herum.

„Nein, nein Karl, by Jove, es giebt doch Meerfrauen; ich habe ſie ja ſelbſt geſehen.“

Der Knabe ließ ihn los. „Wirklich? Kann man die denn heirathen?“

„Ohe, Junge! Freilich kann man das! Da drüben in Texas, könnt'st allerlei da zu sehen bekommen, kannte ich Einen, der hatte eine Meerfrau; aber sie mußte immer in einer großen Wassertonne schwimmen, die in seinem Garten stand."

Die Augen des kleinen Burschen leuchteten; er hatte nur einmal einen jungen Seehund so gesehen, und dafür hatte er einen Schilling zahlen müssen. „Du," sagte er heimlich und nickte seinem bärtigen Freunde zu, „ich will auch eine Wasserfrau heirathen, wenn ich groß geworden bin!"

Heinz sah nachdenklich den Knaben an. „Thu' das nicht, Karl; die Wasserfrauen sind falsch; bleib lieber in Deines Vaters Stov und spiel' mit Deines Nachbarn Katze."

Die Hand der Schwester legte sich auf seine Schulter: „Du wolltest mit mir zu unserer Mutter Grabe!"

Und Heinz setzte den Knaben zur Erde und ging mit Frau Lina nach dem Kirchhof. Ja, er hatte sich später auch von ihr bereden lassen, den alten Pastor, der jetzt mit einer Magd im großen Pfarrhaus wirthschaftete, und sogar auch Tante Jule zu besuchen, um die der Knabe Heinz sich wenig einst gekümmert hatte.

So war der Sonntag-Vormittag herangekommen, und die jungen Ehelente rüsteten sich zum gewohnten Kirchgang; auch Heinz hatte sich bereit erklärt. Hans Kirch war am Abend vorher besondere schweigsam gewesen, und die Augen der Tochter, die ihn kannte, waren mehrmals angstvoll über des Vaters Antlitz hingestreift. Jetzt kam es ihr wie eine Beruhigung, als sie ihn vorhin den großen Flurschrank hatte öffnen und wieder schließen hören, aus dem er selber seinen Sonntagsrock hervorzuholen pflegte.

Als aber bald danach die drei Kirchgänger in das untere Zimmer traten, stand Hans Kirch, die Hände über'm Rücken, in seiner täglichen Kleidung an dem Fenster und blickte auf die leere Gasse; Hut und Sonntagsrock lagen wie unordentlich hingeworfen auf einem Stuhl am Pulte.

„Vater, es ist wohl an der Zeit!" erinnerte Frau Lina schüchtern.

Hans Adam hatte sich umgewandt. „Geht nur!" sagte er trocken, und die Tochter sah, wie seine Lippen zitterten, als sie sich über den starken Zähnen schlossen.

„Wie, Du willst nicht mit uns, Vater?"

— „Heute nicht, Lina!"

„Heute nicht, wo Heinz nun wieder bei uns ist?"

„Nein, Lina;“ er ſprach die Worte leiſe, aber es war, als müſſe es gleich danach herrerbrechen; „ich mag heut' nicht allein in unſern Schifferſtuhl.“

„Aber, Vater, Du thuſt das ja immer,“ ſprach Frau Lina zagend; „Chriſtian ſitzt ja auch ſtets unten bei mir.“

— „Ei was, Dein Mann, Dein Mann!“ — und ein zorniger Blick ſchoß unter den buſchigen Brauen zu ſeinem Sohn hinüber, und ſeine Stimme wurde immer lauter — „Dein Mann gehört dahin; aber die alten Matroſen, die mit fünfunddreißig Jahren noch fremde Kapitäne ihres Vaters Schiffe fahren laſſen, die längſt ganz anderswo noch ſitzen ſollten, die mag ich nicht unter mir im Kirchſtuhl ſehen!“

Er ſchwieg und wandte ſich wieder nach dem Fenſter, und Niemand hatte ihm geantwortet; dann aber legte Heinz das Geſangbuch, das ſeine Schweſter ihm gegeben hatte, auf das Pult. „Wenn's nur das iſt, Vater,“ ſagte er, „der alte Matroſe kann zu Hauſe bleiben; er hat ſo manchen Sonntag nur den Wind in den Tauen pfeifen hören.“

Aber die Schweſter ergriff des Bruders, dann des Vaters Hände. „Heinz! Vater! Laßt das ruhen jetzt! Hört zuſammen Gottes Wort; Ihr werdet mit Euch

Gedanken wiederkommen, und dann redet mit einander, was nun weiter' werden ſoll!" Und wirklich, mochte es nun den heftigen Mann beruhigt haben, daß er, zum mindeſten vorläufig, ſich mit einem Worte Luft geſchafft, — was ſie ſelber nicht erwartet hatte, ſie brachte es dahin, daß beide in die Kirche gingen.

Aber Hans Kirch, während unten, wie ihm nicht entging, ſich Aller Blicke auf den Heimgekehrten richteten, ſaß oben unter den andern alten Kapitänen und Rhedern und ſtarrte, wie einſt, nach der Marmorbüſte des alten Kommandeurs; das war auch ein Stadtjunge geweſen, ein Schulmeiſtersſohn wie Heinz ein Schulmeiſtersenkel; wie anders war der heimgekommen!

— — Eine Unterredung zwiſchen Vater und Sohn fand weder nach dem Kirchgang, noch am Nachmittage ſtatt. Am Abend zog Frau Lina den Bruder in ihre Schlafkammer: „Nun, Heinz, haſt Du mit Vater ſchon geſprochen?"

Er ſchüttelte den Kopf: „Was ſoll ich mit ihm ſprechen, Schweſter?"

— „Du weißt es wohl, Heinz; er will Dich droben in der Kirche bei ſich haben. Sag' ihm, daß Du Dein Steuermannsexamen machen willſt; warum haſt Du es nicht längſt geſagt?"

Ein verächtliches Lachen verzerrte ſein Geſicht: „Iſt das eine Gewalteſache mit dem alten Schifferſtuhl!“ rief er. „Todos diabolos, ich alter Kerl noch auf der Schulbank! Denk' wohl, ich habe manche Bark' auch ohne das geſteuert!“

Sie ſah ihn furchtſam an; der Bruder, an den ſie ſich zu gewöhnen anfing, kam ihr auf einmal fremd, ja unheimlich vor. „Geſteuert?“ wiederholte ſie leiſe; „wohin haſt Du geſteuert, Heinz? Du biſt nicht weit gekommen.“

Er blickte eine Weile ſeitwärts auf den Boden; dann reichte er ihr die Hand. „Mag ſein, Schweſter,“ ſagte er ruhig; „aber — ich kann noch nicht wie Ihr; muß mich immer erſt beſinnen, wo ich hinzutreten habe; kennt das nicht, Ihr alle nicht, Schweſter! Ein halbes Menſchenleben, — ja, rechne, noch mehr als ein halbes Menſchenleben kein ehrlich Hauel ach über'm Kopf; nur wilde See oder wildes Volk oder Beides mit einander! Ihr kennt das nicht, ſag' ich; das Geſchrei und das Geflucche, mein eignes mit darunter, ja, ja, Schweſter, mein eignes auch, es lärmt mir noch immer in die Ohren; laßt's erſt ſtiller werden, ſonſt — es geht ſonſt nicht!“

Die Schweſter hing an ſeinem Halſe. „Gewiß,

Heinz, gewiß, wir wollen Geduld haben; o, wie gut, daß Du nun bei uns bist!“

Plötzlich, Gott weiß woher, tauchte ein Gerücht auf und wanderte emsig von Thür zu Thür: der Heimgekehrte sei gar nicht Heinz Kirch, es sei der Hasselfritz, ein Knabe aus dem Armenhause, der gleichzeitig mit Heinz zur See gegangen war und gleich diesem seitdem nichts von sich hatte hören lassen. Und jetzt, nachdem es eine kurze Weile darum herumgeschlichen, war es auch in das Kirchsche Haus gedrungen. Frau Lina griff sich mit beiden Händen an die Schläfen; sie hatte durch die Mutter wohl von jenem Anderen gehört; wie Heinz hatte er braune Augen und braunes Haar gehabt und war wie dieser ein kluger wilder Bursch' gewesen; sogar eine Aehnlichkeit hatte man derzeit zwischen ihnen finden wollen. Wenn alle Freude nun um nichts sein sollte, wenn es nun nicht der Bruder wäre! Eine helle Röthe schlug ihr in's Gesicht; sie hatte ja an dieses Menschen Hals gehangen, sie hatte ihn geküßt — Frau Lina vermied es plötzlich ihn zu berühren; verstohlen aber und desto öfter hafteten ihre Augen auf den

rauben Zügen ihres Gastes, während zugleich ihr innerer Blick sich mühte, unter den Schatten der Vergangenheit das Knabenantlitz ihres Bruders zu erkennen. Als dann auch der junge Ehemann zur Vorsicht mahnte, wußte Frau Lina sich auf einmal zu entsinnen, wie gleichgültig ihr der Bruder neulich an ihrer Mutter Grab erschienen sei; als ob er sich langweile, habe er mit beiden Armen sich über die Eisenstangen der Umfassung gelehnt und dabei seitwärts nach den andern Gräbern hingestarrt; fast als ob, wie bei dem Vaterunser nach der Predigt, nur das Ende abgewartet werden müsse.

Beiden Eheleuten erschien jetzt auch das ganze Gebahren des Bruders noch um Vieles ungeschlachter als vordem; dies sich Umherwerfen auf den Stühlen, diese Nichtachtung von Frau Lina's sauberen Dielen. Heinz Kirch, das sagten Alle, und den Eindruck bewahrte auch Frau Lina's eigenes Gedächtniß, war ja ein feiner junger Mensch gewesen. Als Beide dann dem Vater ihre Bedenken mittheilten, war es auch dem nichts Neues mehr; aber er hatte geschwiegen und schwieg auch jetzt; nur die Lippen drückte er fester aufeinander. Freilich, als er bald darauf seinen alten Pastor mit der Pfeife am Zaune seines Vorgartens

ſtehen ſah, konnte er doch nicht laſſen, wie zufällig heranzutreten und ſo von Weitem an ihm herumzuforſchen.

„Ja, ja," meinte der alte Herr, „es war recht ſchicklich von dem Heinz, daß er ſeinen Beſuch mir gleich am zweiten Tage gönnte."

„Schuldigkeit, Herr Paſtor," verſetzte Kirch; „mag Ihnen aber auch wohl gegangen ſein wie mir; es koſtet Künſte, in dieſem Burſchen mit dem rothen Bart den alten Heinz herauszufinden."

Der Paſtor nickte; ſein Geſicht zeigte plötzlich den Ausdruck oratoriſcher Begeiſterung. „Ja, mit dem Barte!" wiederholte er nachdrücklich und fuhr mit der Hand, wie auf der Kanzel vor ſich hin. „Sie ſagen es, Herr Nachbar; und, wahrlich, ſeit dieſer unzierliche Zierrath Mode werden, kann man die Knaben in den Jünglingen nicht wiederkennen, bevor man ſie nicht ſelber ſich bei Namen rufen hörte; das habe ich an meinen Penſionären ſelbſt erfahren! Da war der blonde Dithmarſcher, den Ihr Heinz — er wollte jetzo zwar darauf vergeſſen haben — einmal den blutigen Denkzettel unter die Naſe ſchrieb; der glich wahrlich einem weißen Hammel, da er von hier fortging; und als er nach Jahren in

meine friedliche Kammer so unerwartet eintrat — ein Löwe! „Ich versichere Sie, Herr Nachbar, ein richtiger Löwe! Wenn nicht die alten Schafsaugen zum Glück noch Stand gehalten hätten, ich alter Mann hätte ja den Tod sonst davon haben können!“ Der Vater sog ein paar Mal an seiner Pfeife und drückte sich das Sammetkäppchen fester auf den weißen Kopf.

„Nun freilich,“ meinte Hans Kirch; denn er fühlte wohl, daß er ein Lieblingsthema wachgerufen habe, und suchte noch einmal wieder anzuknüpfen; „solche Signale wie Ihr Dithmarscher hat mein Heinz nicht aufzuweisen.“

Aber der alte Herr ging wieder seinen eigenen Weg. „Bewahre!“ sagte er verächtlich und machte mit der Hand eine Bewegung, als ob er die Schafsaugen weit von sich in die Büsche werfe. „Ein Mann, ein ganzer Mann!“ Dann hob er den Zeigefinger und beschrieb schelmisch lächelnd eine Linie über Stirn und Auge: „Auch eine Decorirung hat er sich erworben; im Gefecht, Herr Nachbar, ich sage, im Gefechte; gleich einem alten Studiosus! Zu meiner Zeit — Seeleute und Studenten, das waren die freien Männer, wir standen allzeit bei einander!“

Hans Kirch schüttelte den Kopf; „Sie irren, Ehrwürden; mein Heinz war nur auf Kauffahrteischiffen; im Sturm, ein Holzsplitter, eine stürzende Stenge thun wohl dasselbe schon.“

„Credo experto! Traue dem Sachkundigen!“ rief der alte Herr, und hob geheimnißvoll das linke Ohrläppchen, hinter welchem die schwachen Spuren einer Narbe sichtbar wurden. „Im Gefecht, Herr Nachbar; o, wir haben auch pro patria geschlagen!“

Ein Lächeln flog über das Gesicht des alten Seemanns, das für einen Augenblick das starke Gebiß bloßlegte. „Ja, ja, Herr Pastor; freilich, er war kein Hasenfuß, mein Heinz!“

Aber der frohe Stolz, womit diese Worte hervorbrachen, verschwand schon wieder; das Bild seines kühnen Knaben verblich vor dem des Mannes, der jetzt unter seinem Dache hauste.

Hans Kirch nahm kurzen Abschied; er gab es auf, es noch weiter mit der Geschwätzigkeit des Greisenalters aufzunehmen.

— — Am Abend war Ball in der Harmonie. Heinz wollte zu Hause bleiben, er passe nicht dahin; und die jungen Eheleute, die ihm auch nur wie beiläufig davon gesprochen hatten, waren damit ein-

verſtanden; denn Heinz, ſie mochten darin nicht unrecht haben, war in dieſer Geſellſchaft für jetzt nicht wohl zu präſentiren. Frau Lina wollte ebenfalls zu Hauſe bleiben; doch ſie mußte dem Drängen ihres Mannes nachgeben, der einen neuen Putz für ſie erhandelt hatte. Auch Hans Kirch ging zu ſeiner Partie Sechsundſechzig; eine innere Unruhe trieb ihn aus dem Hauſe.

So blieb denn Heinz allein zurück. Als Alle fort waren, ſtand er, die Hände in den Taſchen, am Fenſter ſeiner dunklen Schlafkammer, das nach Nordoſten auf die See hinausging. Es war unruhiges Wetter, die Wellen jagten vor dem Wind; doch konnte er jenſeits des Warders, in dem tieferen Waſſer, die weißen Köpfe der Wellen ſchäumen ſehen. Er ſtarrte lange darauf hin; allmählich, als ſeine Augen ſich gewöhnt hatten, bemerkte er auch drüben auf der Inſel einen hellen Dunſt; von dem Leuchtthurm konnte das nicht kommen; aber das große Dorf lag dort, wo, wie er hatte reden hören, heute Jahrmarkt war. Er öffnete das Fenſter und lehnte ſich hinaus; faſt meinte er durch das Rauſchen des Waſſers die ferne Tanzmuſik zu hören; und, als packe es ihn plötzlich, ſchlug er das Fenſter eilig zu

und sprang, seine Mütze vom Thürhaken reißend, in den Flur hinab. Als er ebenso rasch der Hausthür zuging, frug die Magd ihn, ob sie mit dem Abschließen auf ihn warten solle; aber er schüttelte nur den Kopf, während er das Haus verließ.

Kurze Zeit danach, beim Rüsten der Schlafgemächer für die Nacht, betrat die Magd auch die von ihrem Gaste vorhin verlassene Kammer. Sie hatte ihr Lämpchen auf dem Vorplatze gelassen und nur die Wasserflasche rasch hineinsetzen wollen; als aber draußen eben jetzt der Mond sein volles Licht durch den weiten Himmelsraum ergoß, trat sie gleichfalls an das Fenster und blickte auf die wie mit Silberschaum gekrönten Wellen; bald aber waren es nicht mehr diese; ihre jungen weitreichenden Augen hatten ein Boot erkannt, das von einem einzelnen Manne durch den sprühenden Gischt der Insel zugetrieben wurde.

Wenn Hans Kirch oder die jungen Ehelente in die Harmonie gegangen waren, um dort nähere Aufschlüsse über jenes unheimliche Gerücht zu erhalten, so mußten sie sich getäuscht finden; Niemand ließ auch nur ein andeutendes Wort darüber fallen; es

war wieder wie kurz zuvor, als ob es niemals einen Heinz Kirch gegeben hätte.

Erst am andern Morgen erfuhren sie, daß dieser am Abend bald nach ihnen fortgegangen und bis zur Stunde noch nicht wieder da sei; die Magd theilte auf Befragen ihre Vermuthungen mit, die nicht weit vom Ziele treffen mochten. Als dann endlich kurz vor Mittag der Verschwundene mit stark gerötbetem Antlitz heimkehrte, wandte Hans Kirch, den er im Flur traf, ihm den Rücken, und ging rasch in seine Stube. Frau Lina, der er auf der Treppe begegnete, sah ihn vorwurfsvoll und fragend an; sie stand einen Augenblick, als ob sie sprechen wolle; aber — wer war dieser Mann? — Sie hatte sich besonnen und ging ihm stumm vorüber.

Nach der schweigend eingenommenen Mittagsmahlzeit hatte Heinz sich eben in der Webstube des jungen Paares in die Sophaecke gesetzt. Frau Lina ging ab und zu; er hatte den Kopf gestützt und war eingeschlafen. Als er nach geraumer Zeit erwachte, war die Schwester fort; statt dessen sah er den grauen Kopf des Vaters über sich gebeugt; der Erwachende glaubte es noch zu fühlen, wie die scharfen Augen in seinem Antlitz forschten.

Eine Weile hafteten beider Blicke in einander; dann richtete der Jüngere sich auf und sagte: „Laßt nur, Vater; ich weiß es schon, Ihr möchtet gern, daß ich der Hasselfritze aus der Armenkathe wäre; möcht' Euch schon den Gefallen thun, wenn ich mich selbst noch mal zu schaffen hätte."

Hans Kirch war zurückgetreten: „Wer hat Dir das erzählt?" sagte er, „Du kannst nicht behaupten, daß ich dergleichen von Dir gesagt hätte."

„Aber Euer Gesicht sagt mir's; und unsre junge Frau, sie zuckt vor meiner Hand, als sollt' sie eine Kröte fassen. Wußte erst nicht, was da unterweges sei; aber heut' Nacht, da drüben, da schrieen es beim Tanz die Eulen in die Fenster."

Hans Kirch erwiderte nichts; der Andre aber war aufgestanden und sah auf die Gasse, wo in Stößen der Regen vom Herbstwinde vorbeigetrieben wurde. „Eins aber," begann er wieder, indem er sich finster zu dem Alten wandte, „mögt Ihr mir noch sagen! Warum damals, da ich noch jung war, habt Ihr das mit dem Brief mir angethan? Warum? Denn ich hätte Euch heut mein altes Gesicht wohl wieder beimgebracht."

Hans Kirch fuhr zusammen. An diesen Vergang

hatte seit dem Tode seines Weibes keine Hand gerührt, er selbst hatte ihn tief in sich begraben. Er fuhr mit den Fingern in die Westentasche und biß ein Endchen von der schwarzen Tabackerolle, die er daraus hervorgebelt hatte. „Einen Brief?“ sagte er dann; „mein Sohn Heinz war nicht für das Briefschreiben.“

„Mag sein, Vater; aber einmal — einmal hatte er doch geschrieben; in Nie hatte er den Brief zur Post gegeben, und später, nach langer Zeit — der Teufel hatte wohl sein Spiel dabei — in San Jago, in dem Fieberneſt, als die Briefschaften für die Mannschaft ausgetheilt wurden, da hieß es: „Hier ist auch was für Dich.“ Und als der Sohn vor Freude zitternd seine Hand ausstreckte, und mit den Augen nur die Aufschrift des Briefes erst verschlingen wollte, da war's auch wirklich einer, der von Hause kam, und auch eine Handschrift von zu Hause stand darauf; aber — es war doch nur sein eigener Brief, der nach sechs Monaten uneröffnet an ihn zurückkam.“

Es sah fast aus, als seien die Augen des Alten feucht geworden; als er aber den trotzigen Blick des Jungen sich gegenüber sah, verschwand das wieder. „Viel Rühmliches mag auch nicht darin gestanden haben!“ sagte er grollend.

Da fuhr ein hartes Lachen aus des Jüngeren Munde und gleich darauf ein fremdländischer Fluch, den der Vater nicht verstand. „Da mögt Ihr recht haben, Hans Adam Kirch; ganz regulär war's just nicht hergegangen; der junge Bursche wär' auch damals gern vor seinem Vater hingefallen; lagen aber tausend Meilen zwischen ihnen; und überdem — das Fieber hatte ihn geschüttelt, und er war erst eben von seinem elenden Lazarethbett aufgestanden! Und später dann — was meint Ihr wohl, Hans Kirch? Wen Vaters Hand verstoßen, der fragt bei der nächsten Heuer nicht, was unter'm Deck geladen ist, ob Kaffeesäcke oder schwarze Vögel, die eigentlich aber schwarze Menschen sind; wenn's nur Dublonen giebt; und fragt auch nicht, wo die der Teufel holt, und wo dann wieder neue zu bekommen sind!"

Die Stimme, womit diese Worte gesprochen wurden, klang so wüst und fremd, daß Hans Kirch sich unwillkürlich frug: „Ist das Dein Heinz, den der Cantor beim Amen Singen immer in die erste Reihe stellte, oder ist es doch der Junge aus der Armenkatze, der nur auf Deinen Beutel speculirt?" Er wandte wieder seine Augen prüfend auf des Andern Antlitz; die Narbe über Stirn und Auge

flammte brandroth. „Wo haſt Du Dir denn das gebeilt?“ ſagte er, an ſeines Paſtors Rede denkend. „Biſt Du mit Piraten im Gefecht geweſen?“

Ein deſperates Lachen fuhr aus des Jüngeren Munde. „Piraten?“ rief er. „Glaubt nur, Hans Kirch, es ſind auch dabei brave Kerle! Aber laßt das; das Geſpinnſt iſt gar zu lang, mit wem ich all' zuſammen war!“

Der Alte ſah ihn mit erſchrockenen Augen an. „Was ſagſt Du?“ frug er, ſo leiſe, als ob es Niemand hören dürfe.

Aber bevor eine Antwort darauf erfolgen konnte, wurden ſchwerfällige Schritte draußen auf der Treppe laut; die Thür öffnete ſich, und, von Frau Lina geführt, trat Tante Jule in das Zimmer. Während ſie puſtend und mit beiden Händen ſich auf ihren Krückſtock lehnend ſtehen blieb, war Heinz an ihr vorüber ſchweigend aus der Thür gegangen.

„Iſt er fort?“ ſagte ſie, mit ihrem Stocke hinter ihm herweiſend.

„Wer ſoll fort ſein?“ frug Hans Kirch und ſah die Schweſter nicht eben allzu freundlich an.

„Wer? Nun den Du ſeit vierzehn Tagen hier in Koſt genommen.“

— „Was willst Du wieder, Jule? Du pflegst mir sonst nicht so ins Haus zu fallen.“

„Ja, ja, Hans;“ und sie winkte der jungen Frau, ihr einen Stuhl zu bringen und setzte sich darauf; „Du hast's auch nicht um mich verdient; aber ich bin nicht so, Hans; ich will Dir Abbitte thun; ich will bekennen, der Fritze Reimers mag doch wohl gelogen haben, oder wenn nicht er, so doch der Andre!“

„Was soll die Rederei?“ sagte Hans Kirch, und es klang, als ob er müde wäre.

— „Was es soll? Du sollst Dich nicht betrügen lassen! Du meinst, Du hast nun Deinen Vogel wieder eingefangen; aber sieh nur zu, ob's auch der rechte ist!“

„Kommst Du auch mit dem Geschwätz? Warum sollt's denn nicht der rechte sein?“ Er sprach das unwirrsch; aber doch als ob es zu hören ihn verlange.

Frau Jule hatte sich in Positur gesetzt. „Warum, Hans? — Als er am Mittwoch Nachmittage mit der Lina bei mir saß — wir waren schon bei der dritten Tasse Kaffee; und noch nicht einmal hatte er ‚Tante‘ zu mir gesagt! — ‚Warum‘, frug ich, ‚nennst Du mich denn gar nicht Tante?‘ — ‚Ja, Tante‘, sagte er, ‚Du hast ja noch allein gesprochen!‘ Und, siehst Du, Hans, das war beim ersten Mal denn schon

gelegen; denn das soll mir Keiner nachsagen; ich lasse jedermann zu Worte kommen! Und als ich ihn dann nahe zu mir zog und mit der Hand und mit meinen elenden Augen auf seinem Gesicht herumfühlte — nun, Hans, die Nase kann doch nicht von Ost nach West gewachsen sein!"

Der Bruder saß mit gesenktem Kopf ihr gegenüber; er hatte nie darauf geachtet, wie seinem Heinz die Nase im Gesicht gestanden hatte. „Aber," sagte er — denn das Gespräch von vorhin flog ihm durch den Kopf; doch schienen ihm die Worte schwer zu werden — „sein Brief von damals; wir redeten darüber; er hat ihn in San Jago selbst zurückerhalten!"

Die dicke Frau lachte, daß der Stock ihr aus den Händen fiel. „Die Briefgeschichte, Hans! Ja, die ist seit den vierzehn Tagen reichlich wieder aufgewärmt; davon konnte er für einen Dreiling bei jedem Bettelkinde einen Suppenlöffel voll bekommen! Und er mußte Dir doch auch erzählen, weshalb der echte Heinz denn all die Jahre draußen blieb. Laß Dich nicht nasführen, Hans! Warum denn hat er nicht mit Dir wollen, als Du ihn von Hamburg holtest? War's denn so schlimm, wieder einmal an

die volle Krippe und ins warme Nest zu kommen? — Ich will's Dir sagen; das ist's: er hat sich so geschwind nicht zu dem Schelmenwagstück resolviren können!"

Hans Adam hatte seinen grauen Kopf erhoben; aber er sprach nicht dazwischen; fast begierig horchte er auf Alles, was die Schwester vorbrachte.

„Und dann;" fuhr diese fort; „die Lina hat davon erzählt;" — — aber plötzlich stand sie auf und fühlte sich mit ihrer Krücke, die Lina ihr dienstfertig aufgehoben hatte, nach dem Fenster hin; von draußen hörte man zwei Männerstimmen in lebhafter Unterhaltung. „O, Lina," sagte Tante Jule; „ich hör's, der Eine ist der Justizrath; lauf doch und bitte ihn ein paar Augenblicke hier herauf zu kommen!"

Der Justizrath war der alte Physicus: bei dem früheren Mangel passender Altertitel hier zu Lande waren alle älteren Physici Justizräthe.

Hans Kirch wußte nicht, was seine Schwester mit diesem vorhatte; aber er wartete geduldig, und bald auch trat der alte Herr mit der jungen Frau ins Zimmer. „Ei, ei," rief er, „Tante Jule und Herr Kirch beisammen? Wo ist denn nun der Patient?"

„Der da," sagte Tante Jule, und wies auf ihren Bruder; „er hat den Staar auf beiden Augen!"

Der Justizrath lachte. „Sie scherzen, liebe Madame; ich wollte, ich hätte selbst nur noch die scharfen Augen unseres Freundes."

„Mach fort, Jule;" sagte Hans Kirch; „was gebst Du lange um den Brei herum!"

Die dicke Frau ließ sich indes nicht stören. „Es ist nur so sinnbildlich, mein Herr Justizrath;" erklärte sie mit Nachdruck. „Aber besinnen Sie sich einmal darauf, wie Sie vor so ein zwanzig Jahren hier auch ins Haus gekelt wurden; die Lina, die große Frau jetzt, schrie damals ein Jotermordio durchs Haus; denn ihr Bruder Heinz hatte sich nach Jungensart einen schönen Anker auf den Unterarm geätzt und sich dabei weidlich zugerichtet."

Hans Kirch fuhr mit seinem Rezi herum; denn die ihm derzeit unbeachtet vorübergegangene Unterhaltung bei der ersten Abendmahlzeit kam ihm plötzlich, und jetzt laut und deutlich wieder.

Aber der alte Doctor wiegte das Haupt: „Ich besinne mich nicht; ich hatte in meinem Leben so viele Jungen unter Händen."

„Nun, so, mein Herr Justizrath;" sagte Tante

Jule; „aber Sie kennen doch dergleichen Jungensſtreiche hier bei uns; es fragt ſich nur, und das möchten wir von Ihnen wiſſen, ob denn in zwanzig Jahren ſolch ein Anker ohne Spur verſchwinden könne?“

„In zwanzig Jahren?“ erwiderte jetzt der Juſtizrath ohne Zögern; „ei, das kann gar leicht geſchehen!“

Aber Hans Kirch miſchte ſich ins Geſpräch: „Sie denken, wie ſie's jetzt machen, Doctor, ſo mit blauer Tuſche; nein, der Junge war damals nach der alten gründlichen Manier ans Werk gegangen; tüchtige Nadelſtiche, und dann mit Pulver eingebrannt.“

Der alte Arzt rieb ſich die Stirn. „Ja, ja; ich entſinne mich auch jetzt. Hmm! — Nein, das dürfte wohl unmöglich ſein; das geht bis auf die ents; der alte Hinrich Jacobs läuft noch heut' mit ſeinem Anker.“

Tante Jule nickte beifällig; Frau Lina ſtand, die Hand an der Stuhllehne, blaß und zitternd neben ihr.

„Aber,“ ſagte Hans Kirch, und auch bei ihm ſchlich ſich die Stimme nur wie mit Zagen aus der Kehle. „Sollte es nicht Krankheiten geben? Da drüben, in den heißen Ländern?“

Der Arzt bedachte ſich eine Weile und ſchüttelte dann ſehr beſtimmt den Kopf. „Nein, nein; das iſt

nicht anzunehmen; es müßten denn die Blattern ihm den Arm zerrissen haben."

Eine Pause entstand, während Frau Jule ihre gestrickten Handschuhe anzog. „Nun, Hans," sagte sie dann: „ich muß nach Haus; aber Du hast nun die Wahl: den Anker oder die Blatternarben! Was hat Dein neuer Heinz denn aufzuweisen? Die Lina hat nichts von Beiden sehen können; nun sieh Du selber zu, wenn Deine Augen noch gesund sind!"

— — Bald danach ging Hans Kirch die Straße hinauf nach seinem Speicher; er hatte die Hände über dem Rücken gefaltet, der Kopf hing ihm noch tiefer als gewöhnlich auf die Brust. Auch Frau Lina hatte das Haus verlassen und war dem Vater nachgegangen; als sie in den unteren dämmerhellen Raum des Speichers trat, sah sie ihn in der Mitte desselben stehen, als müsse er sich erst besinnen, weshalb er denn hierher gegangen sei. Bei dem Geräusche des Korn-Umschaufelns, das von den oberen Böden herabscholl, mochte er den Eintritt der Tochter überhört haben; denn er stieß sie fast zurück, als er sie jetzt so plötzlich vor sich sah: „Du, Lina! Was hast Du hier zu suchen?"

Die junge Frau zitterte und wischte sich das Ge-

ſicht mit ihrem Tuche. „Nichts, Vater," ſagte ſie; „aber Chriſtian iſt unten am Hafen, und da litt es mich nicht ſo allein zu Hauſe, mit ihm, — mit dem fremden Menſchen! Ich fürchte mich; e, es iſt ſchrecklich, Vater!"

Hans Kirch hatte während dieſer Worte wieder ſeinen Kopf geſenkt; jetzt hob er wie aus einem Abgrunde ſeine Augen zu denen ſeiner Tochter und blickte ſie lange und unbeweglich an. „Ja, ja, Lina," ſagte er dann haſtig; „Gott Dank, daß es ein Fremder iſt!"

Hierauf wandte er ſich raſch, und die Tochter hörte, wie er die Treppen zu dem oberſten Bodenraum hinaufſtieg.

Ein trüber Abend war auf dieſen Tag gefolgt; kein Stern war ſichtbar; feuchte Dünſte lagerten auf der See. Im Hafen war es ungewöhnlich voll von Schiffen; meiſt Jachten und Schoener; aber auch ein paar Vollſchiffe waren dabei und außerdem der Dampfer, welcher wöchentlich hier anzulegen pflegte. Alles lag ſchon in tiefer Ruhe, und auch auf dem Hafenplatz am Bollwerk entlang ſchlenderte nur ein

einzelner Mann, wie es den Anschein hatte, müßig und ohne eine bestimmte Absicht. Jetzt blieb er vor dem einen der beiden Partschiffe stehen, auf dessen Deck ein Junge sich noch am Gangspill zu schaffen machte; er rief einen ‚guten Abend' hinüber und fragte, wie halb gedankenlos, nach Namen und Ladung des Schiffes. Als ersterer genannt wurde, tauchte ein Kopf aus der Kajüte, schien eine Weile den am Ufer Stehenden zu mustern, spie dann weit hinaus ins Wasser und tauchte wieder unter Deck. Schiff und Schiffer waren nicht von hier; der am Ufer schlenderte weiter; vom Warder drüben kam dann und wann ein Vogelschrei; von der Insel her drang nur ein schwacher Schein von den Leuchtfeuern durch den Nebel. Als er an die Stelle kam, wo die Häuserreihe näher an das Wasser tritt, schlug von daher ein Gewirr von Stimmen an sein Ohr und veranlaßte ihn still zu stehen. Von einem der Häuser fiel ein rother Schein in die Nacht hinaus; er erkannte es wohl, wenngleich sein Fuß die Schwelle dort noch nicht überschritten hatte; das Licht kam aus der Laterne der Hafenschenke. Das Haus war nicht wohl beleumdet; nur fremde Matrosen und etwa die Söhne von Seeschiffern verkehrten dort; er hatte das Alles

schen gehört. — Und jetzt erhob das Lärmen sich von Neuem, nur daß auch eine Frauenstimme nun dazwischen kreischte. — Ein finsteres Lachen fuhr über das Antlitz des Mannes; beim Schein der rothen Laterne und den wilden Lauten hinter den verhangenen Fenstern mochte allerlei in seiner Erinnerung aufwachen, was nicht gut thut, wenn es wiederkommt. Dennoch schritt er darauf zu, und als er eben von der Stadt her die Bürgerglocke läuten hörte, trat er in die niedrige, aber geräumige Schenkstube.

An einem langen Tische saß eine Anzahl alter und junger Seeleute; ein Theil derselben, zu denen sich der Wirth gesellt zu haben schien, spielte mit beschmutzten Karten; ein Frauenzimmer, über die Jugendblüthe hinaus, mit blassem, verwachten Antlitz, dem ein Zug des Leidens um den noch immer hübschen Mund nicht fehlte, trat mit einer Anzahl dampfender Gläser herein und vertheilte sie schweigend an die Gäste. Als sie an den Platz eines Mannes kam, dessen kleine Augen begehrlich aus dem grobknochigen Angesicht hervorschielten, schob sie das Glas mit augenscheinlicher Hast vor ihn hin; aber der Mensch lachte und suchte sie an ihren Röcken

ſeſtzuhalten: „Nun Ma'am, habt Ihr Euch noch immer nicht beſonnen? Ich bin ein höflicher Mann, verſichre Euch! Aber ich kenne die Weibergeographie: Schwarz oder Weiß, iſt Alles eine Sorte!“

„Laßt mich,“ ſagte das Weib; „bezahlt Euer Glas und laßt mich gehen!“

Aber der Andre war nicht ihrer Meinung; er ergriff ſie und zog ſie jäh zu ſich heran, daß das vor ihm ſtehende Glas umſtürzte und der Inhalt ſie beide überſtrömte. „Sieh nur, ſchöne Miſſis!“ rief er, ohne darauf zu achten, und winkte mit ſeinem rothhaarigen Kopfe nach einem ihm gegenüber ſitzenden Burſchen, deſſen flachgeblendes Haar auf ein bleiches, vom Trunke gedunſenes Antlitz herabfiel; „ſieh nur, der Jochum mit ſeinem greiſen Kalbsgeſicht hat nichts dagegen einzuwenden! Trink aus, Jochum, ich zahle Dir ein neues!“

Der Menſch, zu dem er geſprochen hatte, goß mit blödem Schmunzeln ſein Glas auf einen Zug hinunter und ſchob es dann zum neuen Füllen vor ſich hin.

Einen Augenblick ruhten die Hände des Weibes, mit denen ſie ſich aus der gewaltſamen Umarmung zu löſen verſucht hatte; ihre Blicke fielen auf den

bleichen Trunkenheit, und es war, als wenn Abscheu und Verachtung sie eine Weile alles Andere vergessen ließen.

Aber ihr Peiniger zog sie nur fester an sich: „Siehst Du, schöne Frau! Ich dächte doch, der Tausch wär' nicht so übel! Aber, der ist's am Ende gar nicht! Nimm Dich in acht, daß ich nicht aus der Schule schwatze!“ Und da sie wiederum sich sträubte, nickte er einem hübschen, braunlockigen Jungen zu, der am unteren Ende des Tisches saß. „He, Du Gründling,“ rief er, „meinst Du, ich weiß nicht, wer gestern zwei Stunden nach uns aus der rothen Laterne unter Deck gekrochen ist?“

Die hellen Flammen schlugen dem armen Weibe ins Gesicht; sie wehrte sich nicht mehr, sie sah nur hülfesuchend um sich. Aber es rührte sich keine Hand; der junge hübsche Bursche schmunzelte nur und sah vor sich in sein Glas.

Aus einer unbesetzten Ecke des Zimmers hatte bisher der zuletzt erschienene Gast dem allen mit gleichgültigen Augen zugesehen; und wenn er jetzt die Faust erhob und dröhnend vor sich auf die Tischplatte schlug, so schien auch dieses nur mehr wie aus früherer Gewohnheit, bei solchem Anlaß nicht

den bloßen Zuschauer abzugeben. „Auch mir ein Glas!“ rief er, und es klang fast, als ob er Händel suche.

Drüben war Alles von den Sitzen aufgesprungen. „Wer ist das? Der will wohl unser Bowiemesser schmecken? Werft ihn hinaus! Goddam, was will der Kerl?“

„Nur auch ein Glas!“ sagte der Andre ruhig. „Laßt Euch nicht stören! Haben, denk' ich, hier wohl alle Platz!“

Die drüben waren endlich doch auch dieser Meinung und blieben an ihrem Tische; aber das Frauenzimmer hatte dabei Gelegenheit gefunden, sich zu befreien, und trat jetzt an den Tisch des neuen Gastes. „Was soll es sein?“ frug sie höflich; aber als er ihr Bescheid gab, schien sie es kaum zu hören; er sah verwundert, wie ihre Augen starr und doch wie abwesend auf ihn gerichtet waren, und wie sie noch immer vor ihm stehen blieb.

„Kennen Sie mich?“ sagte er und warf mit rascher Bewegung seinen Kopf zurück, so daß der Schein der Deckenlampe auf sein Antlitz fiel.

Das Weib that einen tiefen Athemzug, und die Gläser, die sie in der Hand hielt, schlugen hörbar

an einander: „Verzeihen Sie;“ ſagte ſie ängſtlich; „Sie ſollen gleich bedient werden.“

Er blickte ihr nach, wie ſie durch eine Seitenthür hinausging; der Ton der wenigen Worte, welche ſie zu ihm geſprochen, war ein ſo anderer geweſen, als den er vorhin von ihr gehört hatte; langſam hob er den Arm und ſtützte ſeinen Kopf darauf; es war, als ob er mit allen Sinnen in eine weite Ferne denke. Es hätte ihm endlich auffallen müſſen, daß ſeine Beſtellung noch immer nicht ausgeführt ſei; aber er dachte nicht daran. Plötzlich, während am andern Tiſch die Karten mit den Würfeln wechſelten, erhob er ſich. Wäre die Aufmerkſamkeit der übrigen Gäſte auf ihn ſtatt auf das neue Spiel gerichtet geweſen, er wäre ſicher ihrem Hohne nicht entgangen; denn der hohe kräftige Mann zitterte ſichtbar, als er jetzt mit auf den Tiſch geſtemmten Händen daſtand.

Aber es war nur für einige Augenblicke; dann verließ er das Zimmer durch dieſelbe Thür, durch welche vorhin die Aufwärterin hinausgegangen war. Ein dunkler Gang führte ihn in eine große Küche, welche durch eine an der Wand hängende Lampe nur kaum erhellt wurde. Haſtig war er eingetreten; ſeine raſchen Augen durchflogen den vor ihm liegenden

wüſten Raum; und dort ſtand ſie, die er ſuchte; wie unmächtig, die leeren Gläſer noch in den zuſammengefalteten Händen, lehnte ſie gegen die Heerdmauer. Einen Augenblick noch; dann trat er zu ihr: „Wieb!“ rief er; „Wiebchen, kleines Wiebchen!“

Es war eine rauhe Männerſtimme, die dieſe Worte rief und jetzt verſtummte, als habe ſie allen Odem an ſie hingegeben.

Und doch, über das verblühte Antlitz des Weibes flog es wie ein Roſenſchimmer, und während zugleich die Gläſer klirrend auf den Boden fielen, entfloh ein Aufſchrei ihrer Bruſt, wer hätte ſagen mögen, ob es Leid, ob Freude war. „Heinz!“ rief ſie, „Heinz, Du biſt es; e, ſie ſagten, Du ſei'ſt es nicht.“

Ein finſtres Lächeln zuckte um den Mund des Mannes: „Ja, Wieb; ich wußt's wohl ſchon vorher; ich hätte nicht mehr kommen ſollen. Auch Dich — das Alles war ja längſt vorbei — ich wollte Dich nicht wiederſehen, nichts von Dir hören, Wieb; ich biß die Zähne aufeinander, wenn Dein Name nur darüber wollte. Aber — geſtern Abend — es war wieder einmal Jahrmarkt drüben — wie als Junge hab' ich mir ein Beet geſtohlen; ich mußte, es ging nicht anders; vor jeder Bude, auf allen Tanzböden

hab' ich Dich gesucht; ich war ein Narr, ich dachte, die alte Mädderich lebe noch; o süße kleine Wieb, ich dacht' wohl nur an Dich, ich wußte selbst nicht, was ich dachte!" Seine Stimme bebte, seine Arme streckten sich weit geöffnet ihr entgegen.

Aber sie warf sich nicht hinein; nur ihre Augen blickten traurig auf ihn hin: „O Heinz," rief sie, „Du bist es! Aber ich, ich bin's nicht mehr! — Du bist zu spät gekommen, Heinz!"

Da riß er sie an sich, und ließ sie wieder los und streckte beide Arme hoch empor: „Ja, Wieb, das sind auch nicht mehr die unschuldigen Hände, womit ich damals Dir die rothen Aepfel stahl; by Jove, das schleißt, so siebzehn Jahre unter diesem Volk!"

Sie war neben dem Herde auf die Kniee gesunken: „Heinz," murmelte sie, „o, Heinz, die alte Zeit!"

Wie verlegen stand er neben ihr; dann aber bückte er sich und ergriff die eine ihrer Hände, und sie duldete es still.

„Wieb," sagte er leise, „wir wollen sehen, daß wir uns wiederfinden, Du und ich!"

Sie sagte nichts; aber er fühlte eine Bewegung ihrer Hand, als ob sie schmerzlich in der seinen zucke.

Von der Schenkstube her erscholl ein wüstes Durcheinander; Gläser klirrten, mitunter dröhnte ein Faustschlag. „Kleine Wieb," flüsterte er wieder, „wollen wir weit von all' den bösen Menschen fort?"

Sie hatte den Kopf auf den steinernen Heerd sinken lassen und stöhnte schmerzlich. Da wurden schleifende Schritte in dem Gange hörbar, und als Heinz sich wandte, stand ein Betrunkener in der Thür; es war derselbe Mensch mit dem schlaffen gemeinen Antlitz, den er vorhin unter den andern Schiffern schon bemerkt hatte. Er hielt sich an dem Thürpfosten, und seine Augen schienen, ohne zu sehen, in dem dämmerigen Raum umherzustarren. „Wo bleibt der Grog?" stammelte er. „Sechs neue Gläser! Der rothe Jacob flucht nach seinem Grog!"

Der Trunkene hatte sich wieder entfernt; sie hörten die Thür der Schenkstube hinter ihm zufallen.

„Wer war das?" frug Heinz.

Wieb erhob sich mühsam. „Mein Mann;" sagte sie; „er fährt als Matrose auf England; ich diene bei meinem Stiefvater hier als Schenkmagd."

Heinz sagte nichts darauf; aber seine Hand fuhr nach der behaarten Brust, und es war, als ob er gewaltsam etwas von seinem Nacken reiße. „Siehst

Du," sagte er teufes und hielt einen kleinen Ring empor, von dem die Enden einer zerrissenen Schnur herabhingen; „da ist auch noch das Kinderspiel! Wär's Gold gewesen, er wär' je lang' wohl nicht bei mir geblieben. Aber auch sonst — ich weiß nicht, war's um Dich? Es war wohl nur ein Aberglaube, weil's doch noch das letzte Stück von Hause war."

Wieb stand ihm gegenüber, und er sah, wie ihre Lippen sich bewegten.

„Was sagst Du?" frug er.

Aber sie antwortete nichts; es war nur, als flehten ihre Augen um Erbarmen. Dann wandte sie sich und machte sich daran, wie es ihr befohlen war, den heißen Trank zu mischen. Nur einmal stockte sie in ihrer Arbeit, als ein feiner Metallklang auf dem steinernen Fußboden ihr Ohr getroffen hatte. Aber sie wußte es, sie brauchte nicht erst umzusehen; was sollte er denn jetzt noch mit dem Ringe!

Heinz hatte sich auf einen hölzernen Stuhl gesetzt und sah schweigend zu ihr hinüber; sie hatte das Feuer geschürt, und die Flammen lohten und warfen über beide einen rothen Schein. Als sie fortgegangen war, saß er noch da; endlich sprang er auf und trat in den Gang, der nach der Schenkstube führte. „Ein

Glas Grog; aber ein feſtes!“ rief er, als Wieb ihm von dort her aus der Thür entgegenkam; dann ſetzte er ſich wieder allein an ſeinen Tiſch. Bald darauf kam Wieb und ſtellte das Glas vor ihm hin, und noch einmal ſah er zu ihr auf; „Wieb, kleines Wiebchen!“ murmelte er, als ſie fortgegangen war; dann trank er, und als das Glas leer war, rief er nach einem neuen, und als ſie es ſchweigend brachte, ließ er es, ohne aufzuſehen, vor ſich hinſtellen.

Am andern Tiſche lärmten ſie und kümmerten ſich nicht mehr um den einſamen Gaſt; eine Stunde der Nacht ſchlug nach der andern, ein Glas nach dem andern trank er; nur wie durch einen Nebel ſah er mitunter das arme ſchöne Antlitz des ihm verlorenen Weibes, bis er endlich dennoch nach den Andern fortging und dann ſpät am Vormittag mit wüſtem Kopf in ſeinem Bett erwachte

---

In der Kirch'ſchen Familie war es ſchon kein Geheimniß mehr, in welchem Hauſe Heinz diesmal ſeine Nacht verbracht hatte. Das Mittagsmahl war, wie am geſtrigen Tage, ſchweigend eingenommen; jetzt am Nachmittage ſaß Hans Adam Kirch in ſeinem Kontor

und rechnete. Zwar lag unter den Schiffen im Hafen auch das seine, und die Kohlen, die es von England gebracht hatte, wurden heut' gelöscht, wobei Hans Adam niemals sonst zu fehlen pflegte; aber diesmal hatte er seinen Tochtermann geschickt; er hatte Wichtigeres zu thun; er rechnete, er summirte und subtrahirte, er wollte wissen, was ihm dieser Sohn, den er sich so unbedacht zurückgehelt hatte, oder — wenn es nicht sein Sohn war — dieser Mensch noch kosten dürfe. Mit rascher Hand tauchte er seine Feder ein und schrieb seine Zahlen nieder; Sohn oder nicht, das stand ihm fest, es mußte jetzt ein Ende haben. Aber freilich — und seine Feder stockte einen Augenblick — um Weniges würde er ja schwerlich geben; und — wenn es dennoch Heinz wäre, den Sohn durfte er mit Wenigem nicht geben heißen. Er hatte sogar daran gedacht, ihm ein für alle Mal das Pflichttheil seines Erbes auszuzahlen; aber die gerichtliche Quittung, wie war die zu beschaffen? denn sicher mußte es doch gemacht werden, damit er nicht noch einmal wiederkomme. Er warf die Feder hin, und der Laut, der an den Zähnen ihm verstummte, klang beinahe wie ein Lachen: es war ja aber nicht sein Heinz! Der Justizrath, der verstand es doch; und

Kgl. Univ. Bibl. Berlin

der alte Hinrich Jacobs trug seinen Anker noch mit seinen achtzig Jahren!

Hans Kirch streckte die Hand nach einer neben ihm liegenden Ledertasche aus; langsam öffnete er sie und nahm eine Anzahl Kassenscheine von geringem Werthe aus derselben. Nachdem er sie vor sich ausgebreitet und dann einen Theil, und nach einigem Zögern noch einen Theil davon in die Ledertasche zurückgelegt hatte, steckte er die übrigen in ein bereit gehaltenes Couvert; er hatte genau die mäßige Summe abgewogen.

Er war nun fertig; aber noch immer saß er da; mit herabhängendem Unterkiefer, die müßigen Hände an den Tisch geklammert. Plötzlich fuhr er auf, seine grauen Augen öffneten sich weit: „Hans! Hans!“ hatte es gerufen; hier im leeren Zimmer, wo, wie er jetzt bemerkte, schon die Dämmerung in allen Winkeln lag. Aber er besann sich; nur seine eigenen Gedanken waren über ihn gekommen; es war nicht jetzt, es war schon viele Jahre her, daß ihn diese Stimme so gerufen hatte. Und dennoch, als ob er widerwillig Einem außer sich Gehorsam leiste, öffneten seine Hände noch einmal die Ledertasche und nahmen zögernd eine Anzahl großer Kassenscheine

aus derſelben. Aber mit jedem einzelnen, den Hans Adam jetzt der vorher bemeſſenen kleinen Summe zugeſellte, ſtieg ſein Groll gegen den, der dafür Heimath und Vaterhaus an ihn verkaufen ſollte; denn was zum Ausbau lang gehegter Lebenspläne hatte dienen ſollen, das mußte er jetzt hinwerfen, nur um die letzten Trümmer davon wegzuräumen.

— — Als Heinz etwa eine Stunde ſpäter, von einem Gange durch die Stadt zurückkehrend, die Treppe nach dem Oberhaus hinaufging, trat gleichzeitig Hans Adam unten aus ſeiner Zimmerthür und folgte ihm ſo haſtig, daß beide faſt mit einander in des Sohnes Kammer traten. Die Magd, welche eben auf dem Vorplatz arbeitete, ließ bald beide Hände ruhen; ſie wußte es ja wohl, daß zwiſchen Sohn und Vater nicht Alles in der Ordnung war, und drinnen hinter der geſchloſſenen Thür ſchien es jetzt zu einem heftigen Geſpräch zu kommen. — Aber nein, ſie hatte ſich getäuſcht, es war nur immer die alte Stimme, die ſie hörte; und immer lauter und drohender klang es, obgleich von der andern Seite keine Antwort darauf erfolgte; aber vergebens ſtrengte ſie ſich an von dem Inhalte etwas zu verſtehen; ſie hörte drinnen den offenen Fenſterflügel im Winde

klappern, und ihr war, als würden die noch immer heftiger hervorbrechenden Worte dort in die dunkle Nacht hinausgeredet. Dann endlich wurde es still; aber zugleich sprang die Magd, von der aufgestoßenen Kammerthür getroffen, mit einem Schrei zur Seite und sah ihren gefürchteten Herrn mit wirrem Haar und wild blickenden Augen die Treppe hinabstolpern, und hörte wie die Kontorthür aufgerissen und wieder zugeschlagen wurde.

Bald danach trat auch Heinz aus seiner Kammer; als er unten im Flur der Schwester begegnete, ergriff er fast gewaltsam ihre beiden Hände und drückte sie so heftig, daß sie verwundert zu ihm aufblickte; als sie aber zu ihm sprechen wollte, war er schon draußen auf der Gasse. Er kam auch nicht zur Abendmahlzeit; aber als die Bürgerglocke läutete, stieg er die Treppe wieder hinauf und ging in seine Kammer.

— — Am andern Morgen in der Frühe stand Heinz vollständig angekleidet droben vor dem offenen Fenster; die scharfe Luft strich über ihn hin; aber es schien ihm wohlzuthun; fast mit Andacht schaute er auf Alles, was, wie noch im letzten Hauch der Nacht, dort unten vor ihm ausgebreitet lag. Wie bleicher Stahl glänzte die breitere Wasserstraße zwischen

dem Warder und der Insel drüben, während auf dem schmaleren Streifen zwischen jenem und dem Festlandsufer schon der bläulichrothe Frühschein spielte. Heinz betrachtete das Alles; doch nicht lange stand er so; bald trat er an einen Tisch, auf welchem das Couvert mit den so widerwillig abgezählten Kassenscheinen noch an derselben Stelle lag, wo es Hans Kirch am Abende vorher gelassen hatte.

Ein bitteres Lächeln umflog seinen Mund, während er den Inhalt hervorzog und dann, nachdem er einige der geringeren Scheine an sich genommen hatte, das Uebrige wieder an seine Stelle brachte. Mit einem Bleistift, den er auf dem Tische fand, notirte er die kleine Summe, welche er herausgenommen hatte, unter der größeren, die auf dem Couvert verzeichnet stand; dann, als er ihn schon fortgelegt hatte, nahm er noch einmal den Stift und schrieb darunter: „Thanks for the alms and farewell for ever.“ Er wußte selbst nicht, warum er das nicht auf Deutsch geschrieben hatte.

Leise, um das schlafende Haus nicht zu erwecken, nahm er sein Reisegepäck vom Boden; noch leiser schloß er unten im Flur die Thür zur Straße auf, als er jetzt das Haus verließ.

In einer Nebengasse hielt ein junger Bursche mit einem einspännigen Gefährte; das bestieg er und fuhr damit zur Stadt hinaus. Als sie auf die Höhe des Hügelzuges gelangt waren, von wo aus man diese zum letzten Mal erblicken kann, wandte er sich um und schwenkte drei Mal seine Mütze. Dann ging's im Trabe in das weite Land hinaus.

Aber Einer im Kirchschen Hause war dennoch mit ihm wach gewesen. Hans Kirch hatte schon vor dem Morgengrauen aufrecht in seinem Bett gesessen; mit jedem Schlage der Thurmuhr hatte er schärfer hingehorcht, ob nicht ein erstes Regen in dem Oberhause hörbar werde. Nach langem Harren war ihm gewesen, als würde dort ein Fensterflügel aufgestoßen; aber es war wieder still geworden; und die Minuten dehnten sich und wollten nicht vorüber. Sie gingen dennoch; und endlich vernahm er das leise Knarren einer Thür, es kam die Treppe in den Flur hinab, und jetzt — er hörte es deutlich, wie sich der Schlüssel in dem Schloß der Hausthür drehte. Er wollte aufspringen; aber nein, er wollte es ja nicht; mit aufgestemmten Armen blieb er sitzen, während nun

draußen auf der Straße kräftige Mannestritte laut wurden und allmählich in unhörbare Ferne sich verloren.

Als das übrige Haus allmählich in Bewegung kam, stand er auf und setzte sich zu seinem Frühstück, das ihm, wie jeden Morgen, im Kontor bereit gestellt war. Dann griff er nach seinem Hute — einen Stock hatte er als alter Schiffer bis jetzt noch nicht gebraucht — und ging, ohne seine Hausgenossen gesehen zu haben, an den Hafen hinab, wo er seinen Schwiegersohn bereits mit der Leitung des Löschens beschäftigt fand. Diesem von den letzten Vorgängen etwas mitzutheilen, schien er nicht für nöthig zu befinden; aber er sandte ihn nach dem Kohlenschuppen und gab ihm Aufträge in die Stadt, während er selber hier am Platze blieb. Wortkarg und zornig ertheilte er seine Befehle; es hielt schwer, ihm heute etwas recht zu machen, und wer ihn ansprach, erhielt meist keine Antwort; aber es geschah auch bald nicht mehr; man kannte ihn ja schon.

Kurz vor Mittag war er wieder in seinem Zimmer. Wie aus unwillkürlichem Antrieb hatte er hinter sich die Thür verschlossen; aber er saß kaum in seinem Lehnstuhl, als von draußen Frau Lina's Stimme

dringend Einlaß begehrte. Unwirrsch stand er auf und öffnete. „Was willst Du?“ frug er, als die Tochter zu ihm eingetreten war.

„Schelte mich nicht, Vater;“ sagte sie bittend; „aber Heinz ist fort, auch sein Gepäck; o, er kommt niemals wieder!“

Er wankte den Kopf zur Seite: „Ich weiß das, Lina; darum hätt'st Du Dir die Augen nicht dick zu weinen brauchen“.

„Du weißt es, Vater?“ wiederholte sie und sah ihn wie versteinert an.

Hans Kirch fuhr zornig auf: „Was stehst Du noch? Die Komödie ist vorbei; wir haben gestern mit einander abgerechnet.“

Aber Frau Lina schüttelte nur ernst den Kopf. „Das fand ich eben auf seiner Kammer;“ sagte sie und reichte ihm das Couvert mit den kurzen Abschiedsworten und dem nur kaum verkürzten Inhalt. „O Vater, er war es doch! Er ist es doch gewesen!“

Hans Kirch nahm es; er las auch, was dort geschrieben stand; er wollte ruhig bleiben, aber seine Hände zitterten, daß aus der offenen Hülle die Scheine auf den Fußboden hinabfielen.

Als er ſie eben mit Lina's Hülfe wieder zuſammengerafft hatte, wurde an die Thür gepocht, und, ohne die Aufforderung dazu abzuwarten, war eine blaſſe Frau hereingetreten, deren erregte Augen ängſtlich von dem Vater zu der Tochter flogen.

„Wieb!“ rief Frau Lina und trat einen Schritt zurück.

Wieb rang nach Athem. „Verzeihung!“ murmelte ſie. „Ich mußte; Ihr Heinz iſt fort; Sie wiſſen es vielleicht nicht; aber der Fuhrmann ſagte es, er wird nicht wiederkommen, niemals!“

„Was geht das Dich an?“ fiel ihr Hans Kirch ins Wort.

Ein Laut des Schmerzes ſtieg aus ihrer Bruſt, daß Lina's Augen unwillkürlich voll Mitleid auf dieſem einſt ſo holden Antlitz ruhten. Aber Wieb hatte dadurch wieder Muth gewonnen. „Hören Sie mich!“ rief ſie. „Aus Barmherzigkeit mit Ihrem eigenen Kinde! Sie meinen, er ſei es nicht geweſen; aber ich weiß es, daß es niemand andere war! Das,“ und ſie zog die Schnur mit dem kleinen Ringe aus ihrer Taſche; „es iſt ja einerlei nun, ob ich's ſage — das gab ich ihm, da wir noch halbe Kinder waren; denn ich wollte, daß er mich nicht vergeſſe! Er hat's

auch wieder heimgebracht und hat es gestern vor meinen Augen in den Staub geworfen."

Ein Lachen, das wie Hohn klang, unterbrach sie. Hans Kirch sah sie mit starren Augen an: „Nun, Wieb, wenn's denn Dein Heinz gewesen ist, es ist nicht viel geworden aus Euch beiden."

Aber sie achtete nicht darauf, sie hatte sich vor ihm hingeworfen. „Hans Kirch!" rief sie und faßte beide Hände des alten Mannes und schüttelte sie. „Ihr Heinz, hören Sie es nicht? Er geht ins Elend, er kommt niemals wieder! Vielleicht — o Gott, sei barmherzig mit uns allen! Es ist noch Zeit vielleicht!"

Auch Lina hatte sich jetzt neben ihr geworfen; sie scheute es nicht mehr, sich mit dem armen Weibe zu vereinigen. „Vater," sagte sie, und streichelte die eingesunkenen Wangen des harten Mannes, der jetzt dies Alles über sich ergehen ließ, „Du sollst diesmal nicht allein reisen, ich reise mit Dir; er muß ja jetzt in Hamburg sein; o, ich will nicht ruhen, bis ich ihn gefunden habe, bis wir ihn wieder hier in unsern Armen halten! Dann wollen wir es besser machen, wir wollen Geduld mit ihm haben; o, wir hatten sie nicht, mein Vater! Und sag' nur nicht, daß Du nicht mit uns leidest; Dein bleiches Angesicht kann

doch nicht lügen! Sprich nur ein Wort, Vater; befiehl mir, daß ich den Wagen herbestelle; ich will gleich selber laufen; wir haben ja keine Zeit mehr zu verlieren!" Und sie warf den Kopf an ihres Vaters Brust und brach in lautes Schluchzen aus.

Wieb war aufgestanden und hatte sich bescheiden an die Thür gestellt; ihre Augen sahen angstvoll auf die Beiden hin.

Aber Hans Kirch saß wie ein todtes Bild; sein jahrelang angesammelter Groll ließ ihn nicht los; denn erst jetzt, nach diesem Wiedersehen mit dem Heimgekehrten, war in der grauen Zukunft keine Hoffnung mehr für ihn. „Geht!" sagte er endlich, und seine Stimme klang so hart wie früher, „mag er geheißen haben, wie er will, der diesmal unter meinem Dach geschlafen hat, mein Heinz hat schon vor siebzehn Jahren mich verlassen."

Für fremde Augen mochte es immerhin den Anschein haben, als ob Hans Kirch auch jetzt noch in gewohnter Weise seinen mancherlei Geschäften nachgehe; in Wirklichkeit aber hatte er das Steuer mehr und mehr in die Hand des jüngeren Theilhabers der

Firma übergeben laſſen; auch aus dem ſtädtiſchen Collegium war er, zur ſtillen Befriedigung einiger ruheliebenden Mitglieder, ſeit kurzer Zeit geſchieden; es drängte ihn nicht mehr, in den Gang der kleinen Welt, welche ſich um ihn her bewegte, einzugreifen.

Seit wieder die erſten ſcharfen Frühlingslüfte wehten, konnte man ihn oft auf der Bank vor ſeinem Hauſe ſitzen ſehen; trotz ſeiner jetzt faſt weißen Haare als alter Schiffer ohne jede Kopfbedeckung. — Eines Morgens kam ein noch weißerer Mann die Straße hier herab und ſetzte ſich, nachdem er näher getreten war, ohne Weiteres an ſeine Seite. Es war ein früherer Oekonom des Armenhauſes, mit dem er als Stadtverordneter einſt Manches zu verhandeln gehabt hatte; der Mann war ſpäter in gleicher Stellung an einen andern Ort gekommen, jetzt aber zurückgekehrt, um hier in ſeiner Vaterſtadt ſeinen Altersfeierabend zu verzehren. Es ſchien ihn nicht zu ſtören, daß das Antlitz ſeines früheren Vorgeſetzten ihn keineswegs willkommen hieß; er wollte ja nur plaudern, und er that es um ſo reichlicher, je weniger er unterbrochen wurde; und eben jetzt gerieth er an einen Stoff, der unerſchöpflicher als jeder andere ſchien. Hans Kirch hatte Unglück mit den Leuten, die noch weißer als er

ſelber waren; wo ſie von Heinz ſprechen ſollten, da ſprachen ſie von ſich ſelber, und wo ſie von allem Andern ſprechen konnten, da ſprachen ſie von Heinz. Er wurde unruhig und ſuchte mit ſchroffen Worten abzuwehren; aber der geſchwätzige Greis ſchien nichts davon zu merken. „Ja, ja; ei Du mein lieber Herrgott!“ fuhr er fort, behaglich in ſeinem Redeſtrome weiter ſchwimmend, „der Haſſelfritze und der Heinz, wenn ich an die beiden Jungen denke, wie ſie ſich einmal die großen Anker in die Arme brannten! Ihr Heinz, ich hörte wohl, der mußte vor dem Dokter liegen; den Haſſelfritze aber hab' ich ſelber mit dem Haſſelſtock kurirt.“

Er lachte ganz vergnüglich über ſein munteres Wortſpiel; Hans Kirch aber war plötzlich aufgeſtanden und ſah mit offenem Munde gar grimmig auf ihn herab. „Wenn er wieder ſchwatzen will, Fritz Peters,“ ſagte er, „ſo ſuche Er ſich eine andere Bank; da drüben bei dem jungen Doctor ſteht juſt eine hagelneue!“

Er war ins Haus gegangen und wanderte in ſeinem Zimmer hin und wieder; immer tiefer ſank ſein Kopf zur Bruſt hinab; dann aber erhob er ihn allmählich wieder. Was hatte er denn eigentlich

verbin erfahren? Daß der Haſſelfritze ebenfalls das Ankerzeichen hätte haben müſſen? Was war's denn weiter? — Welchen Gaſt er von einem Sonntag bis zum andern, oder ein paar Tage noch darüber bei ſich beherbergt hatte, darüber brauchte ihm kein Anderer aufzuklären.

Und auch dieſer Tag ging vorüber; und die dann kamen, nahmen ihren gleichmäßigen Verlauf. — Im Oberhauſe wurde ein Kind geboren; der Großvater frug, ob es ein Junge ſei; es war ein Mädchen, und er ſprach dann nicht mehr darüber. Aber was hätte es ihm auch gehelfen, wenn es ein künftiger Chriſtian oder günſtigen Falles ein Hans Martens geweſen wäre! Nur die Unruhe, die jetzt oft nächtens über ſeinem Kopfe in dem Schlafzimmer des jungen Paares herrſchte, ſtörte ihn.

Eines Abends, da es ſchon Herbſt geworden, es jährte ſich gerade mit der Abreiſe ſeines Sohnes, war Hans Kirch, wie gewöhnlich mit dem Schlage Zehn in ſeine nach dem Hofe hinausgelegene Schlafkammer getreten. Es war die Zeit der Aequinoctialſtürme, und hier hinaus hörte man die ganze Gewalt des Wetters; bald heulte es in den oberſten Luftſchichten, bald fuhr es herab und tobte gegen die

kleinen Fensterscheiben. Hans Kirch hatte seine silberne Taschenuhr hervorgezogen, um sie, wie jeden Abend, aufzuziehen; aber er stand noch immer mit dem Schlüssel in der Hand, hinausberchend in die wilde Nacht.

Das Balken- und Sparrenwerk des neuen Daches krachte, als ob es aus den Fugen solle; aber er hörte es nicht; seine Gedanken fuhren draußen mit dem Sturm. „Südsüdwest!“ murmelte er vor sich hin, während er den Uhrschlüssel in die Tasche steckte und die Uhr unaufgezogen über seinem Bette an den Haken hing. — Wer jetzt auf See war, hatte keine Zeit zum Schlafen; aber er war ja seit lange nicht mehr auf See; er wollte schlafen, wie er es bei manchem Sturm hier schon gethan hatte; die Stürme kamen ja allemal im Aequinoctium, er hatte sie so manches Mal gehört.

Aber es mußte heute noch etwas anderes dabei sein; Stunden waren schon vergangen, und noch immer lag er wach in seinen Kissen. Ihm war, als könne er hunderte von Meilen weit hinausberchen nach einem klippenvollen Küstenwasser des mittelländischen Meeres, das er in seiner Jugend als Matrose einst befahren hatte; und als endlich ihm

die Augen zugefallen waren, riß er gleich darauf mit Gewalt ſich wieder empor; denn ganz deutlich hatte er ein Schiff geſehen, ein Vollſchiff mit gebrochenen Maſten, das von thurmhohen Wellen auf und ab geſchleudert wurde. Er ſuchte ſich völlig zu ermuntern; aber wieder drückte es ihm die Augen zu, und wiederum erkannte er das Schiff; deutlich ſah er zwiſchen Bugſpriet und Vorderſteven die Gallion, eine weiße mächtige Fortuna, bald in der ſchäumenden Fluth verſinken, bald wieder ſtolz empertauchen, als ob ſie Schiff und Mannſchaft über Waſſer halten wolle. Dann plötzlich hörte er einen Krach; er fuhr jäh empor und fand ſich aufrecht in ſeinem Bette ſitzend.

Alles um ihn her war ſtill, er hörte nichts; er wollte ſich beſinnen, ob es nicht eben vorher noch laut geſtürmt habe; da überfiel es ihn, als ſei er nicht allein in ſeiner Kammer; er ſtützte beide Hände auf die Bettkanten und riß weit die Augen auf. Und — da war es; dort in der Ecke ſtand ſein Heinz; das Geſicht ſah er nicht; denn der Kopf war geſenkt, und die Haare, die von Waſſer triefen, hingen über die Stirn herab; aber er erkannte ihn dennoch; woran, das wußte er nicht, und frug er ſich auch nicht. Auch von den Kleidern und von den herabhängenden

Armen traf das Waſſer; es ſtieg immer mehr herab und bildete einen breiten Strom nach ſeinem Bette zu.

Hans Mirch wollte rufen; aber er ſaß wie gelähmt mit ſeinen aufgeſtemmten Armen; endlich brach ein lauter Schrei aus ſeiner Bruſt; und gleich darauf auch hörte er es über ſich in der Schlafkammer der jungen Leute poltern; und auch den Sturm hörte er wieder, wie er grimmig an den Pfeſten ſeines Hauſes rüttelte.

Als bald danach ſein Schwiegerſohn mit Licht hereintrat, fand dieſer ihn in ſeinen Kiſſen zuſammengeſunken. „Wir hörten Euch ſchreien," frug er; „was iſt Euch, Vater?"

Der Alte ſah ſtarr nach jener Ecke. „Er iſt todt;" ſagte er; „weit von hier."

— „Wer iſt todt, Vater? Wen meint Ihr? Meint Ihr Euren Heinz?"

Der Alte nickte. „Das Waſſer;" ſagte er; „geh da fort; Du ſtehſt ja mitten in dem Waſſer!"

Der Jüngere fuhr mit dem Lichte gegen den Fußboden: „Hier iſt kein Waſſer, Vater; Ihr habt nur ſchwer geträumt."

„Du biſt kein Seemann, Chriſtian; was weißt

Du davon!" ſagte der Alte heftig: „Aber ich weiß es; ſo kommen unſere Todten."

„Soll ich Euch Lina ſchicken, Vater?" frug Chriſtian Martens wieder.

„Nein, nein, ſie ſoll bei ihrem Kinde bleiben; geh nur, laß mich allein!"

Der Schwiegerſohn war mit dem Lichte fortgegangen, und Hans Kirch ſaß im Dunkeln wieder aufrecht in ſeinem Bette; er ſtreckte zitternd die Arme nach jener Ecke, wo eben noch ſein Heinz geſtanden hatte; er wollte ihn noch einmal ſehen; aber er ſah vergebens in undurchdringliche Finſterniß.

— — Es ging ſchon in den Vormittag, als Frau Lina, da ſie unten in die Stube trat, das Frühſtück ihres Vaters unberührt fand; als ſie dann in die Schlafkammer ging, lag er noch in ſeinem Bette; er konnte nicht aufſtehen; denn ein Schlaganfall hatte ihn getroffen; freilich nur an der einen Seite und ohne ihn am Sprechen zu hindern. Er verlangte nach ſeinem alten Arzte, und die Tochter ließ ſelbſt nach dem Hauſe des Juſtizrathe und ſtand bald wieder zugleich mit dieſem an des Vaters Lager.

Es war nicht gar ſo ſchlimm, es würde wohl ſo vorübergehen, lautete deſſen Ausſpruch. Aber Hans

Kirch hörte kaum darauf; mehr als bei seiner Krankheit waren seine Gedanken bei den Vorgängen der verflossenen Nacht: Heinz hatte sich gemeldet, Heinz war todt; und der Todte hatte alle Rechte, die er noch eben dem Lebenden nicht mehr hatte zugestehen wollen. Als Frau Lina es ihm ausreden wollte, berief er sich eifrig auf den Justizrath, der ja seit Jahr und Tag in manches Seemannshaus gekommen sei.

Der Justizrath suchte zu beschwichtigen: „Freilich," fügte er hinzu, „wir Aerzte kennen Zustände, wo die Träume selbst am hellen Werktag das Gehirn verlassen, und dem Menschen leibhaftig in die Augen schauen."

Hans Kirch warf verdrießlich seinen Kopf herum. „Das ist mir zu gelehrt, Doctor; wie war's denn damals mit dem Sohn des alten Rickerts?"

Der Arzt faßte den Puls des Kranken. „Es trifft, es trifft auch nicht;" sagte er bedächtig; „das war der ältere Sohn; der jüngere, der sich auch gemeldet haben sollte, fährt noch heute seines Vaters Schiff."

Hans Kirch schwieg; er wußte es doch besser als alle Andern, was weit von hier in dieser Nacht geschehen war.

Wie der Arzt es verher gesagt hatte, so geschah es. Nach einigen Wochen konnte der Kranke das Bett und allmählich auch das Zimmer, ja sogar das Haus verlassen; nur bedurfte er dann, gleich seiner Schwester, eines Krückstockes, den er bisher verschmäht hatte. Von seinem früheren Zagen schien meist nur eine weinerliche Ungeduld zurückgeblieben; wenn es ihn aber einmal wie verdem überkam, dann brach er hinterher erschöpft zusammen.

Als es Sommer wurde, verlangte er aus der Stadt hinaus, und Frau Lina begleitete ihn mehrmals auf dem hohen Uferwege um die Bucht, von wo er nicht nur die Inseln, sondern einwärts auch auf das freie Wasser sehen konnte. Da das Ufer an mehreren Stellen tief und steil gegen den Strand hinabfällt, so wagte man ihn hier nicht allein zu lassen und gab ihm zu andern Malen, wenn die Tochter keine Zeit hatte, einen der Arbeiter oder sonst eine andere sichere Person zur Seite.

— — Auf den Sommer war der Herbst gefolgt, und es war um die Zeit, da Heinzens kurze Einkehr in das Elternhaus zum zweiten Mal sich jährte. Hans Kirch saß auf einem sandigen Vorsprunge des steilen Ufers und ließ die Nachmittagssonne seinen

weißen Kopf beſcheinen, während er die Hände vor ſich auf ſeinen Stock gefaltet hielt, und ſeine Augen über die glatte See hinausſtarrten. Neben ihm ſtand ein Weib, anſcheinend in gleicher Theilnahmloſigkeit, welche den Hut des alten Mannes in der herabhängenden Hand hielt. Sie mochte kaum vierzig Jahre zählen; aber nur ein ſchärferes Auge hätte in dieſem Antlitz die Spuren einer früh zerſtörten Anmuth finden können. Sie ſchien nichts davon zu hören, was der alte Schiffer, ohne ſich zu rühren, vor ſich hinſprach; es war auch nur ein Flüſtern, als ob er es nur den leeren Lüften anvertraue; allmählich aber wurde es lauter: „Heinz, Heinz!“ rief er. „Wo iſt Heinz Rirch geblieben?“ Dann wieder bewegte er langſam ſeinen Kopf: „Es iſt auch einerlei; denn es kennt ihn Keiner mehr.“

Da ſeufzte das Weib an ſeiner Seite, daß er ſich wandte und zu ihr aufſah. Als ſie das blaſſe Geſicht zu ihm niederbeugte, ſuchte er ihre Hand zu faſſen: „Nein, nein Weib; Du — Du kannteſt ihn; dafür“ — und er nickte vertraulich zu ihr auf — „bleibſt Du auch bei mir, ſo lang ich lebe; und auch nachher — ich habe in meinem Teſtament das feſtgemacht; es iſt nur gut, daß Dein Tanzenichts von Mann ſich todt getrunken.“

Als sie nicht antwortete, wandte er seinen Kopf wieder ab, und seine Augen folgten einer Möve, die vom Strande über das Wasser hinausflog. „Und dort," begann er wieder, und seine Stimme klang jetzt ganz munter, während er mit seinem Krückstock nach dem Marker zeigte, „da hat er damals Dich herumgefahren? Und dann schalten sie vom Schiff herüber?" — Und als sie schweigend zu ihm hinabnickte, lachte er leise vor sich hin. Aber bald verfiel er wieder in sein Selbstgespräch, während seine Augen vor ihm in die große Leere starrten. „Nur in der Ewigkeit, Heinz! Nur in der Ewigkeit!" rief er, in plötzliches Weinen ausbrechend und streckte zitternd beide Arme nach dem Himmel

Aber seine laut gesprochenen Worte erhielten diesmal eine Antwort. „Was haben wir Menschen mit der Ewigkeit zu schaffen?" sprach eine heisere Stimme neben ihm. Es war ein herabgekommener Tischler, den sie in der Stadt den „Socialdemokraten" nannten; er glaubte ein Loch in seinem Christenglauben entdeckt zu haben und pflegte nun nach Art geringer Menschen gegen Andere damit zu trotzen.

Mit einer raschen Bewegung, die weit über die Kraft des gebrechenen Mannes hinauszugehen schien,

hatte Hans Kirch sich zu dem Sprechenden gewandt, der mit verschränkten Armen stehen blieb. „Du kennst mich wohl nicht, Jürgen Hans?“ rief er während der ganze arme Leib ihm zitterte. „Ich bin Hans Kirch, der seinen Sohn verstoßen hat, zweimal! Hörst Du es, Jürgen Hans? Zweimal hab ich meinen Hans verstoßen, und darum hab' ich mit der Ewigkeit zu schaffen!“

Der Andere war dicht an ihn herangetreten. „Das tut mir leid, Herr Kirch,“ sagte er und weg ihm trocken jedes seiner Worte zu: „die Ewigkeit ist in den Köpfen alter Weiber!“

Ein fieberhafter Blitz fuhr aus den Augen des greisen Mannes. „Hund!“ schrie er, und ein Schlag des Krückstocks pfiff jäh am Kopf des Anderen vorüber.

Der Tischler sprang zur Seite, dann stieß er ein Hohngelächter aus und schlenderte den Weg zur Stadt hinab.

Aber die Kraft des alten Mannes war erschöpft; der Stock entfiel seiner Hand und rollte vor ihm den Hang hinunter, und er wäre selber nachgestürzt, wenn nicht das Weib sich rasch gebückt und ihn in ihren Armen aufgefangen hätte.

Neben ihm kniend, sanft und unbeweglich hielt sie das weiße Haupt an ihrer Brust gebettet, denn Hans Kirch war eingeschlafen. —

Das Abendroth legte sich über das Meer, ein leichter Wind hatte sich erhoben, und drunten

rauschten die Wellen lauter an den Strand. Noch immer betrachtete sie in ihrer unbequemen Stellung; erst als schon die Sterne schienen, schlug er die Augen zu ihr auf: „Er ist todt," sagte er, „ich weiß es jetzt gewiß; aber — in der Ewigkeit, da will ich meinen Heinz schon wiederkennen."

„Ja," sagte sie leise, „in der Ewigkeit."

Vorsichtig von ihr gestützt erhob er sich, und als sie seinen Arm um ihren Hals und ihren Arm ihm um die Hüfte gelegt hatte, gingen sie langsam nach der Stadt zurück. Je weiter sie kamen, desto schwerer wurde ihre Last; mitunter mußten sie stille stehen, dann blickte Hans Kirch nach den Sternen, die ihm einst so manche Herbstnacht an Bord seiner flinken Jacht geschienen hatten, und sagte: „Es geht schon wieder," und sie gingen langsam weiter. Aber nicht nur von den Sternen, auch aus den blauen Augen des armen Weibes leuchtete ein milder Strahl, nicht jener mehr, der einst in einer Frühlingsnacht ein wildes Knabenhaupt an ihre junge Brust' genisen

[hatte.]

hatte; aber ein Strahl jener allbarmherzigen Frauenliebe, die allen Troſt des Lebens in ſich ſchließt.

Noch während der nächſten Jahre, meiſt an ſtillen Nachmittagen, und wenn die Sonne ſich zum Untergange neigte, konnte man Hans Kirch mit ſeiner ſteten Begleiterin auf dem Uferwege ſehen; zur Zeit des Herbſt-Aequinoctiums war er ſelbſt beim Nordoſtſturm nicht daheim zu halten. Dann hat man ihn auf dem Friedhof ſeiner Vaterſtadt zur Seite ſeiner ſtillen Frau begraben.

Das von ihm begründete Geſchäft liegt in den beſten Händen; man ſpricht ſchon von dem „reichen" Chriſtian Martens, und Hans Adams Tochtermanne wird der Stadtrath nicht entgehen; auch ein Erbe iſt längſt geboren und läuft ſchon mit dem Ranzen in die Rectorſchule; — wo aber iſt Heinz Kirch geblieben?